



Andi Fett

FESELUTTER

9 wurzkeilige Schurzgekichten für lunge Jeute

1

Feselutter

Andreas Fett

9 wurzkeilige Schurzgekichten für lunge Jeute

Taschenbuch, 80 Seiten

Artikel-Nr.: 256164

ISBN / EAN: 978-3-86699-164-4

Na, Lust auf Lesefutter? In diesem Buch findest du neun spannende Kurzgeschichten:- In der Grundschule von Winkelstädt passiert Ungeheuerliches. - Unter einem Badehaus im alten Persien entsteht Unerwartetes. - Bei einem Ausritt mit dem Pony hört Hanna etwas Ergreifendes. - Im Kriegswinter 1944/45 erlebt der kleine Fritz Bewegendes. - Bei einem Klassenwettbewerb fehlt der 5b Entscheidendes. - Fünf Forscher entdecken in Südamerika etwas Schauriges. - Am Flugplatz von Winkelstädt geschieht Dramatisches. - Im Friseur-Salon passiert einer ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de

LIMM&NIES

Andi Fett

FESELUTTER

9 wurzkeilige Schurzgekichten für lunge Jeute



clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

2. Auflage 2016

© 2015

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Satz & Umschlag: tytop, A. Fett, Meinerzhagen
Umschlagfoto: fotolia.com, © cirodelia
Druck & Bindung: BasseDruck GmbH, Hagen

Bestell-Nr. 256164
ISBN 978-3-86699-164-4

INHALT

Auge um Auge	5
Unter dem Badehaus	14
Gregor Schlappohr	21
Knarren in der Krippe	29
Der Klassenwettbewerb	38
Das verschlossene Tal	47
Außer Rand und Band	53
Ein komischer Kauz	62
Tausendundeine Nacht	71

LIMM
& NIES



ZUM VORLESEN
& NACHMACHEN

Die folgenden Kurzgeschichten stammen aus dem Programm von *Radio Doppeldecker* – einer Kindersendung, die die frohe Botschaft von Jesus Christus zeitgemäß verbreiten möchte. Weitere Sendungen findet man als Podcast unter

WWW.DOPPELDECKER.INFO

Auge um Auge

In der Klasse 4a der Grundschule von Winkelstädt passiert etwas Ungeheuerliches. Ein Tierquäler treibt wohl sein Unwesen. Die Polizei muss die Sache aufklären. Oder kannst Du vielleicht den schweren Fall lösen?

Max Wilde macht wieder mal Murks. Aber so richtig. Den ganzen Morgen stört er den Reli-Unterricht. Frau Lutzer verliert allmählich die Geduld. Gerade will sie die Klasse aus dem Religionsbuch Seite 76 vorlesen lassen. Dort geht es um Glaube, Liebe und Hoffnung. Aber Max klappt nicht mal das Buch auf. Stattdessen vertauscht er seinen Klebestift mit Lauras Labello.

»Wer kann bitte mal den Text in dem gelben Kästchen vorlesen?« Linus meldet sich: »Äh, ich, ich, ich! Ich kann das sogar auswendig: ›Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Am größten aber ist die Liebe.‹ 1. Korinther 13, Vers 13.« – »Prima, Linus. Das kannst du super. Also, was bleibt? – Glaube, Liebe, aber im Fall von Max Wilde verliere ich langsam alle Hoffnung.«

Die ganze Klasse kichert. »Max, was von den dreien ist das Größte?« – »Die Liebe, Frau Lutzer!«, platzt Linus dazwischen. – »Linus, du arbeitest prima mit«, lobt ihn die Reli-Lehrerin. »Dir schreibe ich mal eine 1 in mündlicher Mitarbeit auf.«

Da schreit Laura plötzlich auf: »Ihh, so eine Schweinerei. Meine Lippen kleben ...« – Max rollt sich fast auf dem

Boden vor Schadenfreude. »*Max, du gehst jetzt mal vor die Tür! Meinst du, ich kriege nicht mit, wie du hier die ganze Zeit den Unterricht störst?*«

Aber schon wenig später droht neues Unheil. Frau Lutzer hat Pausenaufsicht. Da sieht sie, wie Max seinen Klassenkameraden Linus im Schwitzkasten hält und an den Haaren reißt.

Linus keucht und schreit auf. Vergeblich versucht er sich zu wehren. Sein Gesicht ist puterrot. Er kriegt kaum noch Luft. Empört packt Frau Lutzer nach Max' Arm, zerrt ihn zurück und sagt: »*Was ist das denn schon wieder? Bist du noch ganz gescheit?*«

Als Max seinen Griff löst, atmet Linus erst einmal tief durch. Dann heult er seiner Reli-Lehrerin etwas vor: »*Der Wilde hat mir die Luft abgedrückt. Nur weil ich ihm keine von meinen Glasmurmeln abgeben wollte.*«

Murmeln-Spielen ist nämlich der neue Trend dieses Frühjahr. In den Pausen klickern fast alle am großen Sandkasten. Jungs wollen die meisten und Mädchen die schönsten Murmeln.

Linus ist einer der geschicktesten Spieler, denn er plotzt noch auf einen Meter Entfernung. Plotzen nennt man in Winkelstädt einen Treffer beim Murmelspiel.

Die Glasperlen werden gehandelt, als wären es Edelsteine. Fast jeder hat die Taschen voll davon. Linus hat allein schon über 100. Im Winkelstädter Supermarkt sind Murmeln seit Tagen ausverkauft. Große und kleine,

marmorierte und klare, silbern schimmernde und matt glänzende, himmelblaue und giftgrüne. Aber am absolut begehrtesten sind die tiefschwarzen. Die Kids nennen sie nur »Killer-Klicker«. Für einen Killer-Klicker kriegt man mindestens 20 normale Murmeln.

Als Linus wegen Max' Brutalität nun heulend vor der Lehrerin steht, ist Frau Lutzer außer sich: »*Max, jetzt reicht's! Du wirst heute nachsitzen. Ich werde gleich deine Eltern und Linus' Familie anrufen. Nach Schulschluss treffen wir uns am Lehrmittelzimmer. Ist das klar?*« Max zuckt gelangweilt mit den Schultern: »*Von mir aus ...*« Scheinbar unberührt schlurft er zurück zur Klasse.

Es ist Viertel nach zwölf. Endlich! Die Schulglocke ertönt und eine Schülerlawine wälzt sich die Eingangstreppe hinunter. Alle verlassen fluchtartig die Schule. Nix wie weg. Nur einer steht noch im Flur: Max. Er muss nachbrummen – im Lehrmittelzimmer, weil die Klassenräume jetzt geputzt werden. Etwas unschlüssig steht Max vor dem Lehrmittelzimmer. Aber Frau Lutzer ist noch nicht gekommen.

Da kommt Linus' Mutter den langen Korridor entlang. Sie ist zweimal in der Woche als Reinigungskraft an der Grundschule. Während sie die Klassenräume putzt, erledigt ihr Sohn Linus schon mal seine Hausaufgaben. Da schießt es Max durch den Kopf: »*O weh, wenn die schon angerufen wurde, krieg ich noch mehr Ärger.*«

Schnell dreht sich Max zur Lehrmittelzimmertür und drückt die Klinke herunter. Uff, die Tür ist zum Glück

nicht abgeschlossen. Max Wilde verschwindet flink im Lehrmittelzimmer, bevor die Frau mit dem Putzeimer ihn erkannt hat.

Max betritt den Raum mit Staunen: das Lehrmittelzimmer – das Allerheiligste der Schule! Eine Schatzkammer der Sammlerstücke. Hier riecht es nach Linoleum, Spiritus und alten leinernen Landkarten. Hier dürfen sonst immer nur die lieben Kinder hinein, um was abzuholen oder zurückzubringen. Noch nie stand Max im Lehrmittelzimmer.

Mit offenem Mund bestaunt er den großen Globus, die Geweihe, die Schmetterlingssammlung und das lebensechte – ääääh – todechte Menschenskelett. Max ist überwältigt – wie in eine fremde Welt versetzt. Er kommt sich vor wie ein Naturforscher auf Abenteuersafari.

Am meisten beeindrucken ihn die Tierpräparate. 20, 30 ausgestopfte Tiere gibt es hier: Alle sehen so lebensecht aus. Oder sind die sogar echt, aber eben nur tot? Hase, Kaninchen, Fuchs und Dachs und Luchs, Bussard und Habicht, verschiedene Rehköpfe und sogar ein Wildschwein. Alles, was die Winkelstädter Schule über Jahrzehnte sammeln und anschaffen konnte.

Atemlos geht Max durch die Regalreihen und kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Ein Auerhahn, ein Fasan, und hier ein Eichhörnchen. Dann der Marder und das süße Hermelinwiesel. Sie sehen derart echt aus, dass Max sie streicheln möchte. Als er zaghaft mit der Hand ins Regal fasst, kommt Frau Lutzer zur Tür herein:

»Hier, Max. Das schreibst du jetzt fein säuberlich ab, bis ich dich holen komme!« Max wird ziemlich unsanft aus seinem Staunen gerissen. Er zuckt zurück und blickt erschrocken zur Lehrerin. »Wir wollen doch mal sehen, ob das den Wilde zähmen kann!«

Mit einem lauten Klatsch knallt Frau Lutzer die Schulordnung auf den Tisch, an dem Max nachsitzen muss. »Und wenn ich nur einen Fehler sehe, fängst du noch mal von vorne an, verstanden?« Dann fällt die Tür ins Schloss und Max ist allein. Allein im Lehrmittelzimmer.

Mit einem Riesenseufzer schlägt Max sein Deutschheft auf, dann die Schulordnung und beginnt mit dem Abschreiben. Nach einer Viertelstunde – die Max wie eine Doppelstunde Deutsch vorkommt – steckt Frau Lutzer ohne anzuklopfen den Kopf schon wieder durch den Türspalt. Sie möchte Max kontrollieren. »Na, noch brav am Abschreiben?«

Max schaut gelangweilt auf. Ausgerechnet heute strahlender Sonnenschein! Ein Sonnenstrahl spiegelt sich in einer gläsernen Vitrine und blendet Max. Hää? Hat ihm da nicht gerade ein Reh zugezwinkert? Weil Frau Lutzer längst wieder verschwunden ist, steht Max auf und geht auf den Rehkopf zu. Ja, die Sonne reflektiert sich in den tiefschwarzen Augen des ausgestopften Rehs.

Endlich. Um ein Uhr darf Max mit dem Abschreiben aufhören und die Schule verlassen. Niemand kommt ihn abholen. Er muss sich ganz allein auf den Nachhauseweg machen. Seine Eltern sind frühestens zum Abendessen

von der Arbeit zurück. Max holt sich beim Bäcker eine Laugenbrezel und einen Lolli. Das ist sein Mittagessen.

Als er nach 10 Minuten aus dem Bäckerladen geht, sieht er Linus mit seiner Mutter aus der Schule kommen. »*Schrott!*« Max macht in der Türe kehrt, geht zurück an die Bäckertheke und kauft sich noch einen Lolli. »*Hoffentlich müssen die nicht auch zum Bäcker. – Phu!*« Die beiden gehen am Schaufenster vorbei. »*Das war knapp!*« Wieder mal konnte Max ungesehen bleiben.

Am nächsten Morgen hat die 4a Bio bei Frau Kabot. Thema: Heimische Raubtiere. »*Na, kennt ihr Raubtiere, die im Winkelstädter Forst leben?*«, fragt Frau Kabot.

Tim, der Klassensprecher ruft: »*Ja klar: Max Wilde!*« Die ganze Klasse schüttelt sich vor Lachen. Max ballt die Fäuste in der Tasche.

»*So, jetzt aber wieder Ruhe. Heute lernen wir was zum Fuchs und zum Luchs. Wir haben die beiden sogar als ausgestopfte Exemplare. Wartet, ich gehe euch die beiden mal holen. Linus, kommst du bitte mit und hilfst mir beim Tragen?*«

Wieder darf ein braves Kind mit zum Lehrmittelzimmer. Max pocht das Herz. Wieder dieser Linus, dieser Lehrerliebling, der Musterknabe.

Doch Frau Kabot kommt und kommt nicht zurück. Nach einer Weile kommt Linus in die Klasse und setzt sich stumm an seinen Platz – ohne die ausgestopften Raubtiere. »*Was ist passiert? Hattest du Schiss vor einem*

Biss?«, spottet Laura. Noch bevor Linus antworten kann, fährt ein Polizeiauto auf den Schulhof.

»Das ist ja unglaublich! Eine Ungeheuerlichkeit! Das ist schon kein Streich mehr, das ist eine Straftat!« Nun kommt auch Frau Kabot mit Frau Lutzer völlig aufgelöst in die Klasse 4a. *»Jemand ist ins Lehrmittelzimmer eingedrungen und hat etwas ganz Schlimmes angestellt!«*

Frau Kabot hält den ausgestopften Fuchs hoch und präsentiert ihn der Klasse. Dem Fuchs fehlen die Augen!

»Fast allen unseren Tieren wurden die Augen ausgestochen. Jemand hat ihnen alle Augen geklaut. Die Polizei beginnt bereits mit der Spurensicherung!«

Nach einer Weile meldet sich Linus und sagt: *»Frau Kabot. Ich weiß, wer das gewesen sein könnte ...«* Die Lehrerin und der Polizist schauen Linus an. Triumphierend stemmt Linus die Hände in die Hüften und sagt: *»Mussste nicht gestern einer im Lehrmittelzimmer nachsitzen?!«* – *»Max Wilde!«*, ruft fast die ganze Klasse im Chor.

Der Polizist schaut Linus ernst an und sagt: *»Wer ist Max?«* – *»Der da!«* Linus Finger zeigt wie ein Speer auf Max. – *»Ehäm! Tut mir leid, Kleiner. Aber wir haben da ein paar Fragen ...«* Dann muss der Polizist Max aus der Klasse führen. Wie gebannt starren alle auf den Missetäter. Max beißt sich auf die Lippen und blickt zu Boden. Tränen der Verzweiflung rinnen aus seinen Augen.

Frau Lutzer gibt der Polizei zu Protokoll, dass Max Wilde tatsächlich für eine Schulstunde allein im Lehrmittel-

zimmer war. »*Und er war ganz versessen auf schwarze Murmeln. Ob er deshalb die Glasaugen der Tiere haben wollte?*« Ein paar Kinder tuscheln etwas von Killer-Klickern. »*Schrecklich! Was für ein Schaden. Das wird Hunderte Euro kosten, um alles wieder in Ordnung zu bringen.*«

Dann steht Linus erneut auf und sagt keck: »*Schauen Sie doch mal in Max' Brotdose nach, was da drin ist.*« Frau Lutzer blickt erst etwas verdutzt, dann bückt sie sich nach Max' Schulranzen und öffnet die Brotdose.

Tatsächlich. Drei schwarze Glasaugen liegen da neben dem frischen Brötchen und kullern ihr entgegen. Entsetzt nimmt Frau Lutzer die Murmeln an sich und läuft aus dem Klassenraum dem Polizisten hinterher und ruft: »*Halt! Ich weiß, wer der Täter ist!*«

Tja, das ist ein kniffliger Fall für blitzgescheite Detektive. Hast du auch herausgefunden, wer der Täter ist? – Ganz anders als vermutet. Es war NICHT Max Wilde. Einer war noch länger als Max in der Schule. Und derjenige wusste, dass der Verdacht auf Max fallen musste.

Ja, Linus war der Täter. Auge um Auge hat er mit seinem Taschenmesser aus den ausgestopften Tieren gepult, während seine Mutter noch die Klassenräume putzte. Um aber ganz sicherzugehen, dass keiner ihn verdächtigt, hat er am nächsten Morgen ein paar Glasaugen in Max' Brotdose gelegt. Aber damit hat Linus sich verraten. Oder weißt du im Voraus, was in der Brotdose deines Banknachbarn drin ist? Oder hättest du an Max' Stelle die Glasaugen am nächsten Tag noch mal mit in

die Schule genommen – und dann noch in der Brotdo-
se? Und genau das ist Frau Lutzer aufgefallen.

Weißt du, viele Kinder sind wie Linus. Sie scheinen nach außen so gut und gerecht. Sie sind jedermanns Liebling und können Bibelsprüche aufsagen. Aber in Wirklichkeit sind sie wie ein »ausgestopftes Tier«. Alles sieht so echt aus, aber es ist tot.

Jesus Christus warnt einmal jemanden sehr ernst, der sich Christ nennt, aber ganz anders lebt:

»*Du hast den Namen, dass du lebst, aber du bist tot!*«

Offenbarung 3,1

Du hast vielleicht eine beeindruckende Fassade, aber da ist nichts dahinter. Die Leute finden dich alle ganz lieb oder sogar turbofromm, aber sie kennen nicht dein wahres Gesicht. Dann lenke nicht von dir ab und schieb nicht die Schuld auf andere.

Wie mag Linus sich gefühlt haben, als seine Lehrerin ihn durchschaut hat? Ihn – diesen braven Jungen, der so viele Bibelverse auswendig konnte! Meinst du, du könntest Gott etwas vormachen? Er sieht, wie wir uns präparieren, damit wir echt aussehen – wie ein ausgestopftes Tier.

Aber Gott will dich nicht bloßstellen, sondern dir die Augen öffnen. Er möchte dir ein neues, lebendiges Herz schenken. Er will, dass wir ein ganz neues Leben mit ihm beginnen. Damit endlich die Show aufhört und wir echt werden, ehrlich vor Gott und den Mitmenschen. Lass dir dazu ganz viel Mut machen. 

Unter dem Badehaus

Hier eine Geschichte aus dem alten Persien. Es ist eine Erzählung aus der Welt von »Tausendundeiner Nacht«.

In den königlichen Gärten von Isfahan stand einst ein prächtiges Badehaus. Du fragst dich vielleicht: Was ist ein Badehaus? Nun, ein Badehaus ist eine Mischung aus einem Erlebnishallenbad und eurem Badezimmer.

Damals war das nämlich so: In einer Zeit, als es noch keine Wasserleitungen und Zentralheizungen gab, gingen die besser gestellten Leute einmal die Woche ins Badehaus. Zu Hause hatte man höchstens einen Brunnen und eine Waschschüssel.

Das Badehaus in den königlichen Gärten von Isfahan war ein kunstvoller Marmorbau aus der Zeit der großen Kalifen. Viele blendend weiße Kuppeln wölbten sich wie ein Dorf aus Iglus über dem ehrwürdigen Gebäude. Darin befanden sich mehrere beheizte Becken, Massageräume, Dampfbäder und Begegnungshallen zur Erholung.

Sadra Abbasi III, der Schah von Persien, hatte die Gewohnheit, wann immer es ihm beliebte, ins *Hamam* – so nennt man das Badehaus auf Persisch – zu gehen.

Doch dieser Besuch im Badehaus war eine gewaltige Herausforderung für den gesamten Hofstaat. Denn dazu musste der ganze Naqsch-e-Dschahan-Platz vorübergehend von fliegenden Händlern, Wasserträgern, Töpfer-

karren und Gemüseständen geräumt werden. Die königliche Garde trieb dann alle Marktschreier und Teppichhändler auseinander. Flinke Lakaien befreiten den Platz von Kamel-Dung und fegten das staubige Pflaster. Doch dieses Spektakel lockte jedes Mal noch mehr Leute an. Die Leibwache drängte die schaulustigen Menschenmengen zurück. Berittene Paschas mit ihren Krummsäbeln sicherten den Weg, damit keiner dem Schah zu nahe kommen konnte.

Und dann erschien der Herrscher von Persien am Palasttor. Kleine Prinzen in Pumphosen hielten die Stangen eines grünen Baldachins. Und unter diesem wippenden Schattendach schritt Sadra Abbasi III über den Naqsch-e Dschahan. Denn dieser Platz lag zwischen seinem königlichen Palast und dem altehrwürdigen Badehaus. Es war eine prachtvolle Prozession.

Wenn der Schah dann das Badehaus erreicht hatte, blieb seine Dienerschaft vor den Stufen stehen. Er betrat das *Hamam*, legte dann feierlich seine fürstlichen Gewänder ab und mischte sich unter die Badegäste. Das Badehaus stand damals nur den Männern offen. Frauen hatten keinen Zutritt.

Nach einem ausgiebigen Dampfbad auf Sandelholzliegen, nach einem Schwitzbad und kalten Wassergüssen, nach anschließender Massage und einer Tasse Tee wollte Sadra Abbasi III sich wieder ankleiden lassen.

Doch dann hatte er eine gute Idee: »*Warum den großen Aufwand mit Marktplatz-Absperrung, Leibwächtern,*

Krummsäbel-Eskorte und dem Baldachin? Ich werde diesmal als einfacher Arbeiter verkleidet ganz alleine über den Naqsch-e-Dschahan-Platz nach Hause gehen. Ja! Dann kann ich mich unbemerkt unters Volk mischen, zum Basar gehen, mir Datteln kaufen oder an den Gewürzsäcken riechen. Ich werde überhaupt nicht auffallen.«

Schah Sadra Abbasi III fragte nicht einmal seine Leibwache. Um ihr zu entgehen, schlüpfte er rasch durch eine Seitentür und verschwand in einem dunklen Gang. Dort hingen die Arbeitskittel der Bediensteten. Doch der Gang führte nicht nach draußen, sondern in einem weitem Bogen ins Innere des Badehauses. Trotzdem zog sich Sadra einen zerschlissenen Schurz an und suchte nach einem Ausgang.

In dem gekrümmten Korridor wurde es immer dunkler. Er tastete sich vorwärts und kam an eine weitere Tür. Als er sie aufstieß, spürte er beißenden Rauch in den Augen. Ein zitternder roter Schein erhellt das finstere Gemäuer. Woher kam dieses glutrote Licht?

Plötzlich verschwand der Boden unter seinen Füßen und er kam ins Wanken. Beinahe wäre Sadra Abbasi III in die Tiefe gestürzt. Ohne es bemerkt zu haben, war der Scheich auf eine Treppe gestoßen, die steil nach unten führte. Er konnte sich nur mit Mühe an ein Geländer klammern. Die Stufen sahen aus, als seien sie der Zugang zur Unterwelt.

Doch Sadra Abbasi III liebte das Abenteuer. Dort unten stieß er auf einen Keller, der so niedrig war, dass nur ein

Kind aufrecht stehen konnte. Der Schah bückte sich und ging weiter. Woher kamen die Hitze und der Rauch?

Als er um eine Mauerecke bog, erblickte er Dutzende flackernde Kohlenfeuer. Ach so: Die waren zum Beheizen der Bäder! Die Flammen, die hier unter den Fußböden loderten, machten oben das Wasser im Badehaus warm.

Alles ringsum war rußig. Gut, dass er hier nicht seine edle Kleidung trug. Da hörte der Schah ein leises Scharren. Dann war es wieder ganz still. Was war das? Und wieder! Ein Kratzen und Knirschen.

Erst jetzt entdeckte er einen huschenden Schatten an der Wand. Er gehörte zu einem Jungen, der mit einer großen Schippe Kohlen in die Flammen schaufelte.

Der Bursche mit der Schippe hockte sich nieder. Der Schah ging mutig auf ihn zu. Dort saß er auf einem Kohlenhaufen und holte sein Brot hervor. Mit schwarzen Fingern hielt er einen Fladen und wollte gerade hineinbeißen, als ihn ganz überraschend der Besucher ansprach:

»Wer bist Du?« – »Hh!? O, hab ich mich erschrocken!
Ich, ich bin hier Heizer. Ich lebe hier. Ich heiße Iskander«
– »Was für ein berühmter Name«, erwiderte der Schah
– »Iskander ist Persisch. Auf Griechisch lautet dein Name
>Alexander< – wie Alexander der Große.«

»Ich bin aber nicht groß, sonst könnte ich hier nicht arbeiten. Dann würde ich mir immer den Kopf stoßen. Und wer bist du?«, fragte der Kohlenjunge – »Ich bin Sadra!«, sagte der Schah. Mehr nicht.

»Ach so«, antwortete der Bursche, »musst du hier auch Kohlen schippen?« Iskander hatte den berühmten Herrscher nicht erkannt. »Nein, aber ich möchte hier unten ein bisschen verschnaufen. Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte der Besucher. »Gerne!«, antwortete Iskander. Aus seinem pechschwarzen Gesicht strahlten die Augäpfel hell hervor und Schweißperlen blinkten auf seiner Stirn.

»Weißt du, Alexander der Große war auch klein von Gestalt, aber dennoch war er ein Eroberer, ein Held, ein Weltbeherrscher!« – »Bist du aber klug!«, antwortete Iskander und riss dabei mit rußigen Fingern seine Stulle auseinander: »Hier! Willst du was davon?«

»Gerne«, sagte der Schah und biss in das krustige Brot. Die beiden saßen lange beieinander und Iskander stellte dem Fremden viele Fragen. Geduldig antwortete ihm der Schah, ohne sich anmerken zu lassen, wer er sei.

Von diesem Tag an schlich sich der Schah immer wieder in den Keller des Badehauses, um Iskander zu treffen. Allerdings vor dem Baden und nicht erst danach ... Iskander ahnte ja nicht, dass der mächtigste Mann von ganz Persien zu ihm in den Kohlenkeller kam. Aber er freute sich, wann immer sein Freund Sadra zu ihm kam. Dann unterhielten sie sich, wie alte Bekannte. Und der Schah freute sich, ganz unerkannt unter einem aus seinem Volk zu sein.

Eines Tages saßen Sadra und Iskander wieder zusammen im heißen Kohlenkeller. Da blickte Sadra den kleinen Heizer an und sagte: »Hier unten ist alles so schwarz und

schummrig und schmutzig. Aber da oben, wo ich herkomme, ist alles hoch und herrlich und hell. Ich möchte dich gerne mal mitnehmen.« – »Das darf ich aber nicht«, antwortete Iskander. »Ich bin so schmutzig. Die würden mich auspeitschen lassen.« – »Aber nicht, wenn ich dich nach da oben mitnehme!«, antwortete der Schah. Doch Iskander schaufelte weiter Kohlen und konnte das nicht glauben.

»Sag mal, Iskander, hast du nicht einen Wunsch, den ich dir erfüllen kann?« Iskander überlegte lange. Dann zuckte er die Schultern und sagte: »Was sollte ich mir schon wünschen?« – »Iskander, du darfst dir wünschen, was du willst. Ich kann dir jeden Wunsch erfüllen, denn ich bin der Schah von Persien!«

Aber Iskander sagte noch immer nichts. – Da sprach der Schah: *»Ich bin Sadra Abbasi III. Mir gehören alle Paläste und Schätze Persiens. Sag mir, Iskander, was kann ich für dich tun?«* – Mit großen Augen schaute Iskander sein Gegenüber an.

Er wusste nicht, was er sagen sollte. – *»Ach weißt du, Sadra, äh lieber Schah, ich möchte keinen Palast und keinen Schatz. Am liebsten hätte ich, wenn ich weiter mit dir mein Brot essen kann, wenn ich dir alle meine Fragen stellen kann, wenn ich nur immer dich als meinen Freund behalten darf, dann sind alle meine Wünsche erfüllt.«*

Ist das nicht eine unglaubliche Geschichte? Was meinst du, wie sehr sich der Schah von Persien über diesen kleinen Freund gefreut hat? Iskander, der kleine Junge, hat

es begriffen. Das Beste, was ihm passieren konnte, war eine Freundes-Beziehung zum König von Persien. Ihm bedeuteten all die schönen Dinge nichts im Vergleich dazu, dass er den König zum Freund haben konnte!

Auch du kannst einen König zum Freund haben! – Sein Name ist Jesus Christus! Er ist viel mehr als der Schah von Persien – er ist der Sohn Gottes, der König aller Könige und der Herr der ganzen Welt.

So ähnlich, wie der Schah von Persien zu Iskander kam, kam Jesus Christus zu uns. Er kam aus dem herrlichen, hellen, hohen Himmel und stieg herab in unsere finstere Welt. Er beugte sich ganz tief und machte sich klein, um bei uns zu sein. Er wurde genau wie wir. Er zog sich an wie wir. Er aß Brot wie wir. Und das nur, weil er uns Menschen so lieb hat und uns ganz nahe kommen will.

Ja, der Herrscher über Himmel und Erde möchte mit dir leben und dein Freund sein. Er sagt: »*Ich nenne euch Freunde und nicht mehr Sklaven*« (Johannes 15,15). Kannst du das begreifen? Es ist eigentlich nicht zu fassen, aber es ist wahr! Willst du auch mit Jesus Christus leben? Willst du sein Freund werden? Dann ist Gott mit uns, Gott bei uns. Das bedeutet das Wort »Immanuel«.

Mach es wie Iskander. Sag dem Herrn Jesus: »*Lieber Herr Jesus, am liebsten hätte ich, wenn ich mit dir mein Brot essen kann, wenn ich dir alle meine Fragen stellen kann, wenn ich nur immer dich als meinen Freund behalten darf.*« Glaube mir: Darüber würde sich der Herr Jesus am allermeisten freuen. 

Gregor Schlapoehr

Heute hat sich Hanna einen Ausritt mit ihrem Pony Loop vorgenommen. Dabei wird sie etwas Ergreifendes erleben und ein kuscheliges Andenken geschenkt bekommen.

»Mama, ich bin jetzt weg. Nur damit du Bescheid weißt: Ich reite um den Kieselweiher und dann über die Rechwiesen zurück. In ein, zwei Stunden bin ich zurück.«

Hannas Mutter, Lieselotte Diesel, kann gar nicht mehr antworten, denn schon hört sie die Haustür knallen. Am Fenster sieht sie nur noch, wie Hanna ihr blondes Haar unter dem Reithelm verbirgt, den Reißverschluss der Jacke hochzieht und dann im Ponystall verschwindet.

Liesel Diesel öffnet das Küchenfenster und ruft: *»Hanna, warst du denn auch mit den Hausaufgaben fertig?«* – Aus dem Stall antwortet eine entnervte Stimme: *»Ach Mama. Es fehlt nur noch ein bisschen Deutsch. Aber jetzt ist das Wetter gerade so schön. Ich kann den Rest doch nach dem Abendbrot erledigen ...«*

Na, dann will ihre Mutter mal nicht so sein. *»Pass gut auf dich auf, Hanna. – Ach, übrigens: Kannst du auf dem Rückweg an der Mühle vorbereiten und bei Becks mal fragen, ob sie diesen Herbst wieder die Forellen abfischen und verkaufen? Ich würde gerne 50 Stück nehmen. Im Restaurant gehen die weg wie warme Semmeln.«* – *»Na klar!«*, ruft Hanna zurück und schwingt sich in den Sattel. *»Ich frag dann auch, was die kosten sollen ...«*

Das erste Stück des Ausritts geht ziemlich steil bergab. Die Wiesen am Schanzer Kopf sind nach dem vielen Regen ganz schön aufgeweicht. Deshalb geht Loop noch etwas zaghaft. Vorsichtig setzt das weiße Pony Huf vor Huf und lässt sich nicht zum Trab bewegen. Aber Hanna ist es recht.

Nun hat sie gute Gelegenheit, ihren Blick schweifen zu lassen. Vor ihr liegt eine herrliche Herbstlandschaft. Ganz Winkelstädt ist in feurige Farben getaucht. Ein milder Wind bläst einen Blätterregen von den Bäumen. Das Laub raschelt wie Backpapier unter den Tritten von Loop. Hanna zieht die würzige Herbstluft durch ihre Nase ein und seufzt: »Ach, ist das wunderbar!«

Für ein paar Momente liegt tatsächlich alles Glück auf dieser Erde auf dem Rücken ihres Pferdchens. Hanna reibt belohnend die Flanke von Loop und raunt ihm ins Ohr: »Braver, alter Loop. Wenn ich dich nicht hätte. Vergib mir, dass ich dich die letzten Tage nicht ausgeritten habe. Aber das Wetter war einfach zu schlecht.« – Loop bedankt sich mit einem kräftigen Schnauben.

Als Hanna und Loop den Hügel zum Kieselweiher überqueren wollen, drehen sich Loops Ohren nach vorne. Jetzt hört auch Hanna ein verdächtiges Geräusch. Es klingt wie ein fernes Meckern. Was war das? Hat da nicht jemand gerufen?

Hanna reckt ihren Kopf. Jetzt hört sie es deutlicher. Es ist ein Geblöke. Eine riesige Herde. Hunderte Schafe grasen auf der Weide oberhalb des Weiher. Was für ein

Anblick. Hanna jaucht vor Begeisterung. Endlich ist mal wieder ein Hirte im Winkelstädter Tal.

»*Brrr!*«, kommandiert Hanna ihrem Pferd und bleibt neugierig stehen. Sie stemmt ihre Stiefel in die Steigbügel und geht etwas aus dem Sattel. Jetzt sieht sie auch die beiden Hüte-Hunde, die in weiten Bögen die Herde mehr und mehr einkreisen. Und da drüben, neben dem Wohnwagen, das scheint der Hirte zu sein.

Vorsichtig steigt Hanna ab und führt ihr Pony am Halfter in Richtung Kieselweiher. Die Schafe lassen sich von dem Mädchen mit seinem Pony nicht vom Grasen abhalten. Ob der Hirte da drüben ein knurriger Mensch ist? Hanna würde sich gerne mal mit ihm unterhalten. Langsam schlendert sie in seine Richtung.

Als er in ihre Richtung schaut, ruft Hanna: »*Guten Tag. Störe ich, oder darf ich näher kommen?*« – »*Stören? Ach was. Endlich mal eine Abwechslung. Ich freu mich, wenn Besuch kommt! Wie heißt du?*«, antwortet der Hirte freundlich. Er ist ein älterer Mann, vielleicht 50, mit braun gegerbter Haut. Hanna lässt ihr Pony grasen und hockt sich neben den Schäfer.

»*Ich bin Hanna. – Wie viele Schafe sind das eigentlich?*« – »*Na, rate mal, Hanna.*« – »*Vielleicht 200*«, tippt sie. »*Hm, die meisten verschätzen sich. Es sind genau 532 Tiere!*« – »*Waaas? Das hätte ich nicht gedacht. Mit oder ohne die beiden Hunde?*« Da muss der Schäfer laut loslachen. »*Ja. Du hast recht, dann sind es 534 Tiere! Komm, ich erzähle dir gerne etwas über meine Schafe ...*«

»Warum hat denn nur das eine Schäfchen so schwarze Schlappohren? Alle anderen haben rosa Ohren, die nach oben zeigen.« – »Ach. Das ist Gregor Schlappoehr. Gregor ist einzigartig. Er war mal mein Kummerkind, oder besser gesagt: mein Sorgenschaf. Als Gregor ganz frisch geboren war, wurde er nämlich im Stich gelassen.«

»Waas?«, fragt Hanna entsetzt. »Im Stich gelassen? Wie-
so das denn?« – »Nun, hin und wieder werden die Klei-
nen von der eigenen Mutter nicht angenommen«, erklärt
der Hirte. Hanna traut ihren Ohren nicht.

»Gregor hatte einen Zwillingsbruder – Hektor. Schafe ge-
bären in der Regel zwei Lämmer. Aber Hektor wurde tot
geboren. Da hat das Mutterschaf sich nach der Geburt
einfach von beiden abgewandt. Das war das sichere To-
desurteil für Gregor.«

»Und dann? Wieso hat er es dennoch überlebt? Bestimmt
haben Sie Gregor als Flaschenkind großgezogen«, vermu-
tet Hanna. »Nein, es war ganz anders. Mir kam eine Idee,
die ich noch nie zuvor versucht hatte. Aber dieser Einfall
hat Gregor das Leben gerettet.« – »Jetzt machen Sie es
aber spannend. Erzählen Sie es mir bitte?«

»Ja, gerne. In meiner Herde gab es damals noch mehr
Muttermiere. Viele Schafe hatten gerade Lämmer gewor-
fen – ganz kleine Milchlämmer. Da wollte ich Gregor ei-
ner fremden Mama unterjubeln. Aber das hat nicht ge-
klappt. Alle Mutterschafe, bei denen ich es probiert habe,
verstießen den kleinen Gregor. Sie ließen das neugebore-
ne Lamm einfach nicht bei sich trinken.«

Bekümmert runzelt Hanna ihre Stirn und vermutet: »Bestimmt wegen der auffälligen Schlappohren, oder?«

»Nicht ganz. Muttertiere kennen genau den Geruch ihrer Lämmer. Sie wittern ihre Kinder mit Sicherheit und finden sie unter Tausenden Fremden heraus. Und Gregor roch eben ganz anders als ihre eigenen Lämmer. Aber dann dachte ich an Hubertus.«

»Hubertus? Wer ist das denn?« – »Hubertus war ein Lamm, das in der Nacht vor Gregor geboren wurde.« – »Kennen Sie alle Ihre Schafe mit Namen?«, fragt Hanna ungläubig. »Natürlich!«, antwortet der Hirte. »Aber zurück zu Hubertus. Bei ihm hatte sich die Nabelschnur um den Hals gewickelt. Es war ein wunderschönes Lämmchen mit einem blütenweißen Fell. Hubertus hatte keine Chance. Er starb bei der Geburt. Also ging ich hin und zog ihm das Fell ab.«

»Waaaaas? Sie, Sie haben dem süßen Lämmchen das Fell abgezogen? Das ist ja schrecklich!« – »Ja, das war zwar entsetzlich für mich. Kein Hirte tut das gern, selbst wenn das Schaf schon tot ist. Aber ich musste es versuchen, um Gregor zu retten.« – »Gregor retten? Wie denn das?«, will Hanna wissen.

»Nun, ich habe das abgehäutete Fell genommen und Gregor Schlappohr darin eingewickelt. Gregor wollte sich das zuerst zwar nicht gefallen lassen, weil noch Blut an dem Fell klebte. Aber dann geschah das Wunder: Das Mutterschaf schnupperte an dem weißen Fell und schnupperte noch einmal, und dann ließ das Schaf das fremde Lamm

unter ihre Beine kriechen. Sie erkannte den Geruch von Hubertus. In dem Fell von Hubertus hat sie Gregor angenommen! Er wurde als ihr eigenes Lamm akzeptiert und großgezogen.«

»Waas? Wirklich? Wie süß. Das ist ja unglaublich. Sind Schafe aber blöd. Und wo ist das Fell jetzt?« – »Schafe sind nicht blöd. Sie lehren uns eine ganze Menge über Gott und uns. Das Fell habe ich in meinem Hirtenwagen als Erinnerungsstück aufbewahrt.« – »Darf ich es mal sehen?«, will Hanna wissen – »Ja, gerne!«, sagt der Schäfer und rappelt sich auf. »Pass nur auf, dass dein Pony nicht vor den Hunden scheut.«

Schon verschwindet der Hirte in dem etwas altertümlichen Anhänger, der ihm als Wohnwagen dient. Kurz darauf kommt er heraus und hält etwas Weißes in seiner Hand. *»Hier, fühl mal, Hanna!«*

»Ooo ist das flauschig!«, ruft Hanna begeistert aus. – »Weißt du was, Hanna? Das schenke ich dir. Nimm es mit und erzähl jedem, den du triffst, die Geschichte von Gregor Schlappohr. Aber warte, dazu muss ich dir noch einen Zettel mitgeben. Den habe ich wegen Gregors Geschichte aufgeschrieben. Lies mal, ob du das verstehst.«

Umständlich kramt der Schäfer eine zerknitterte Karte aus seiner Hirtentasche. Hanna versucht die krakelige Handschrift zu entziffern:

*Lieber Gott. Ich war so fern von dir.
Aber durch das Blut deines Sohnes bin ich von dir
angenommen worden. Epheser 2,13.*

»Na, verstehst du das?«, will der Hirte wissen. – »Und ob! – Ich war so fern von dir. Aber durch das Blut deines Sohnes bin ich von dir angenommen worden. Das ist ja nicht schwer!«, antwortet Hanna. »Durch das, was Jesus für uns getan hat, können wir von Gott angenommen werden.«

»Genau! Was auf dieser Karte steht, ist ein Zitat aus der Bibel. Es steht in Epheser 2,13. Erst als ich mit eigenen Augen sah, wie Gregor Schlappohr angenommen wurde, fiel bei mir der Groschen. Genauso hat Gott auch mich angenommen. Jesus überließ uns seine ›weiße Weste‹, sein fehlerloses Leben, damit wir uns darin verbergen können. Jesus vergoss sein Blut, damit wir von Gott angenommen werden können. Ist das nicht wunderbar?«

Übrigens: Das Fell der Schafe ist ein Regenmantel, ein Wintermantel und ein Sonnenschirm in einem! Gott hat sie perfekt eingepackt. Deshalb nutzen wir Menschen so gerne ihre Wolle. Das Wasser perlt von Schafwolle ab, und Sonnenstrahlen kommen nicht durch. So schön warm das Fell im Winter ist, so kühlend ist es im Sommer. Denk mal darüber nach, wenn du demnächst einen Wollpulli anziehst.«

»Oh, jetzt muss ich mich aber verabschieden!«, sagt Hanna und springt auf.

Kurz darauf reitet Hanna Richtung Schanzer Kopf. Ach! Beinahe hätte sie vergessen, nach den Forellen zu fragen. Schnell zieht sie die Zügel und lenkt Loop Richtung Mühle. Frau Beck, die Besitzerin, ist gerade dabei, ihre

Mülltonnen an die Straße zu ziehen. »*Hallo, Frau Beck. Meine Mama schickt mich. Können wir dieses Jahr wieder 50 Forellen von Ihnen haben?*«

»*Tach Hanna. Ja, gerne. Aber erst Ende nächster Woche.*« – »*Und was sollen die kosten?*«, will Hanna wissen. – »*Den gleichen Preis wie letztes Jahr*«, antwortet Frau Beck. »*Was hast du denn da für einen Lappen bei dir?*«, will die Frau von der Mühle wissen. – »*Das ist kein Lappen, das war Gregors Rettung!*« – »*Gregors Rettung ...?*«, fragt Frau Beck neugierig. Und schon beginnt Hanna ihre Geschichte.

»*Wissen Sie, Gregor hatte keine Chance, aber dann hat er sich in Hubertus' Haut verkrochen.*« Verwirrt schüttelt Frau Beck den Kopf. 

Knarren in der Krippe

Diese Geschichte hat sich tatsächlich so zugetragen – und zwar im letzten Kriegswinter 1944. Es ist eine sehr bewegende Geschichte – nicht nur zur Weihnachtszeit.

Schon seit 5 Jahren tobte der schreckliche Zweite Weltkrieg. Tief im Wald versteckt stand eine einsame Jagdhütte. Dort suchte die Familie von Fritz Zuflucht. Sie glaubten sich in der Abgeschiedenheit vor dem Krieg sicher. Doch dann klopfte es plötzlich an der Tür ...

Ich war damals erst zwölf. Papa hatte uns in diese verlassene Hütte einquartiert, damit wir den Bombenangriffen auf unsere Heimatstadt Aachen entkämen. Die Hütte lag nur ein paar Kilometer von der belgischen Grenze entfernt. Sie gehörte einem Jagdfreund von Papa. Die Wälder boten ein ausgezeichnetes Jagdrevier.

»*So tief im Wald seid ihr sicher!*«, hatte mein Vater gesagt. »*Pass gut auf Mama auf, Fritz. Du bist jetzt der Mann im Haus. Lass Mama nie allein! Ich habe allerhand Vorräte besorgt, damit ihr den Winter übersteht.*«

Nachdem er uns alle umarmt und geküsst hatte, zog er los. »*Vielleicht kriege ich an Weihnachten frei*«, rief er beim Gehen. Mein Vater war Soldat. Er musste in der Eifel einen Wachposten hüten.

Was Papa nicht wusste: Genau in diesem Dezember rollte ein verzweifelter Großangriff der Deutschen gegen die

Feinde im Westen an. Es war der letzte Versuch, den Krieg an der Westfront zu gewinnen. Obwohl wir tief versteckt in diesem riesigen Wald hausten, hörten wir in der Ferne den näher rückenden Geschützdonner. Später kamen Granatfeuer und Maschinengewehr-Geknatter dazu.

Die sogenannte »Ardennen-Schlacht« hatte begonnen. Das dumpfe Wummern der Geschosse und das Dröhnen der Flieger raubte uns in der Nacht den Schlaf und am Tag die Unbekümmertheit.

Wir wagten uns kaum vor die Tür der Jagdhütte. Wenn wir aus dem Fenster schauten, sahen wir zwar nur tief verschneite Wälder, aber vom Kriegsgeschehen trennten uns nur ein paar bewaldete Hügel. Manchmal blitzte es feuerrot am Horizont und Rauch stieg auf. Dann herrschte wieder Totenstille.

Es kam Heiligabend. Aber wir dachten weder an Geschenke noch an Festessen. Wir hofften nur inständig, dass der schreckliche Krieg bald vorüberziehen würde oder wenigstens Papa bald bei uns sein könnte.

Da klopfte es. Das konnte nur Papa sein. Aber der hatte doch einen Schlüssel ... ?!

Mama blies sofort alle Kerzen aus. In der abgelegenen Hütte hatten wir keinen Strom. Mama beruhigte uns, ging dann mutig zur Tür und öffnete sie einen Spalt weit.

Draußen standen zwei Männer mit Stahlhelmen und Uniform. Der eine sagte etwas, aber wir verstanden kein

Wort. Der andere zeigte mit dem Daumen über die Schulter auf einen dritten Mann, der im Schnee lag. Es war ein schwer verletzter Kamerad.

Wir begriffen schnell, dass es Amerikaner waren. Feinde! Mama stand nur starr vor Schreck da. Die Männer waren bewaffnet. Sie hätten uns sofort aus der Hütte jagen oder erschießen können. Wir waren ja verhasste Deutsche. Aber sie rührten sich nicht und baten nur mit Blicken um unser Mitleid. Der Verwundete schien mehr tot als lebendig zu sein.

»*Nun. Gut – kommt rein!*«, stammelte meine Mutter schließlich. Die Soldaten trugen ihren verletzten Kameraden in unsere warme Stube und legten ihn auf mein Bett. Keiner von ihnen konnte Deutsch. Doch Mama versuchte es mit Französisch. Das konnte der älteste von ihnen einigermaßen verstehen.

Mama sagte zu mir: »*Die Männer sind total durchgefroren. Hilf ihnen beim Stiefel-Ausziehen und bring schnell einen Eimer Schnee rein.*« Alle drei waren durchnässt, unrasiert und erschöpft. Dann rieben wir ihnen die blau gefrorenen Füße mit Schnee ab und wickelten sie in warme Decken.

Der Älteste nannte sich Jim. Sein Freund, groß und schlank, hieß Harry. Ralph, der Verwundete, lag auf meinem Bett und war vor Erschöpfung sofort eingeschlafen. Sein Gesicht war bleicher als die Bettwäsche. Die drei hatten ihre Einheit verloren und waren schon seit Tagen im Wald umhergeirrt – auf der Suche nach

den Amerikanern und auf der Hut vor den Deutschen. Dennoch hatte Ralph offensichtlich einen Beinschuss abbekommen.

»*Los, hol Hermann und einen Topf voller Kartoffeln!*« – Ich verstand nicht, was Mama vorhatte. Hermann war unser Hahn, den wir seit Wochen gemästet hatten. Falls Papa zu Besuch gekommen wäre, hatten wir ihn als »Weihnachtsgans« vorgesehen.

Noch vor zwei Stunden hatte Mama gesagt: »*Aus unserer Weihnachtsfeier mit Papa wird wohl nichts. Vielleicht darf er ja an Neujahr kommen. Also lassen wir Hermann am Leben.*« Aber nun hatte sie es sich anders überlegt. Hermann sollte jetzt eine wichtigere Aufgabe erfüllen.

Während Jim und ich den Hahn rupften, kümmerte sich Harry um Ralph, der den Treffer in den Oberschenkel abbekommen hatte und fast verblutet war. Mama riss ein Bettlaken in Streifen und verband seine Schusswunde. Das alles geschah ganz ohne Worte. Es war eine sehr stil- le Heilige Nacht.

Bald erfüllte der verlockende Duft von Brathähnchen die Hütte. Ich deckte gerade den Tisch, als jemand anklopfte und an der Türklinke wackelte. Papa? – Oder noch mehr verirrte Amerikaner?

Ich spähte durch das Schlüsselloch. Da standen vier Männer in anderer Uniform. Deutsche Soldaten! Unsere.

Wir waren vor Schreck wie gelähmt. Jeder kannte das Kriegsrecht: Wer feindliche Soldaten bei sich aufnahm,

beging Landesverrat. Ja, wir beherbergten den Feind. Wir konnten alle erschossen werden. Mama begann zu zittern. Aber dann ging sie mutig in Richtung Tür und sagte nur: »*Gesegnete Weihnachten zusammen!*«

»*Ebenfalls fröhliche Weihnachten!*«, schallte es zurück. Ob die vier Männer nicht bemerkt hatten, wer da in unserer Hütte war? Konnte man nicht die Spuren im Schnee sehen? – »*Es wird schon dunkel. Wir haben unsere Einheit verloren und möchten gern bis Tagesanbruch hier quartieren. Lasst uns eintreten!*«, sagte ihr Anführer.

»*Natürlich!*«, antwortete Mama mit der Ruhe der Verzweiflung. »*Ihr könnt gerne eintreten, euch aufwärmen und eine warme Mahlzeit haben, solange es reicht.*« Dann schloss sie die Tür auf und blieb darin stehen. Die Soldaten lächelten und schnupperten den Duft, der ihnen durch den Türspalt entgegenströmte. »*ABER*«, fuhr meine Mutter ernst fort, »*wir haben weitere Gäste hier, die ihr vielleicht nicht als Freunde ansehen werdet.*«

Ihre Stimme war auf einmal so streng, wie ich sie noch nie gehört hatte. »*Heute ist Heiligabend – und da hört der Krieg auf!*« – Verdutzt sahen sich die vier Kameraden an. »*Wer ist da drin?*«, fragte der Anführer in scharfem Ton. »*Amerikaner?*« Sofort rissen alle ihre Waffen hoch.

Mama sah jedem einzeln tief in die Augen. »*Hört mal,*« sagte sie langsam. »*Ihr könntet meine Söhne sein – und die da drin auch. Einer von ihnen ist schwer verwundet und ringt um sein Leben. Seine Kameraden sind verirrt und hungrig – wie ihr.*«

Die deutschen Soldaten schauten nervös in die Hütte. Ihre Gewehrläufe zielten in unsere Richtung. Für ein paar Sekunden herrschte eisiges Schweigen.

Dann machte Mama der Ungewissheit ein Ende. Sie drückte einen Gewehrlauf zu Boden und sagte: »*Legt die Waffen da in die Futterkrippe vor dem Haus. Dann könnt ihr unter unser Dach. Aber beeilt euch, sonst essen die anderen alles auf.*«

Und dann geschah das Wunder. Die vier Soldaten legten tatsächlich ihre Gewehre in der Futterkrippe ab und bedeckten sie mit Heu. Mama erklärte unterdessen Jim hastig etwas auf Französisch. Ich verstand es nicht. Aber Jim verstand. Er nahm mit Schweißperlen auf der Stirn die drei amerikanischen Sturmgewehre, die am Schrank lehnten, und reichte sie zitternd meiner Mutter.

Mama ging nach draußen und legte sie zu den deutschen Waffen in das Heu. Es war wie im Traum. Wenig später saßen die Männer Schulter an Schulter um unseren Tisch. Wir hatten nur drei Stühle, aber ein Bett wurde herangerückt und zwei umgedrehte Eimer dienten als Hocker. Dann machte Mama sich wieder ans Kochen. Sie schälte noch mehr Kartoffeln und öffnete noch ein paar Konservendosen.

Während die Männer in der Tischrunde sich prüfend ansahen, hörte man Ralph unter Schmerzen stöhnen. Ein Deutscher mit Brille stand auf und besah sich seine Wunde. Er hatte bis vorigen Sommer in Heidelberg Medizin studiert. Dann sagte er zweisprachig:

»It's not inflamed. He will not die. Dank der Kälte ist nichts entzündet. Er wird's überleben! Er hat nur viel Blut verloren. Er braucht viel Ruhe und kräftiges Essen.«*

»Das soll er haben!«, erwiderte einer. Die knisternde Anspannung begann zu weichen. Die Männer entspannten sich. Aber was heißt »Männer«? Mir kamen die sieben Soldaten noch alle sehr jung vor. Heinz und Willi, beide aus Köln, waren sechzehn. Gustav aus Marl 18. Ihr Anführer war mit 23 der Älteste.

Er holte aus seinem Rucksack eine Flasche Rotwein und stellte sie neben die Kerze auf den Tisch. Gustav kramte einen Laib trockenes Schwarzbrot hervor.

Dann sprach Mama ein Tischgebet. Ich werde es nie vergessen. Sie betete: *»Komm, Herr Jesus, sei nicht nur unser Gast, sondern unser Friede auf Erden zu unser aller Wohlgefallen. Amen!«* Dabei rollten ihr Tränen über die Wangen. Und als ich mich in der Runde umsah, waren auch die Augen der kriegsmüden Soldaten feucht geworden.

Wir wurden alle satt. Gegen Mitternacht ging Mama zur Tür und forderte alle auf mitzukommen. Bis auf Ralph, der friedlich schlief, traten wir alle unter den klaren Sternenhimmel. Dann zeigte sie auf das Futterhäuschen, in dem die Waffen lagen.

Mit klarer Stimme sagte sie: *»Hat nicht dazu Gott seinen geliebten Sohn geschickt? Hat nicht deshalb Jesus in*

* Es ist nicht entzündet. Er wird nicht sterben.

der Krippe gelegen? Im Buch Jesaja heißt es: ›Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und man nennt seinen Namen: Wunderbarer, Berater, starker Gott, Vater der Ewigkeit, FRIEDEFÜRST.‹«

Stumm traten die Männer aus der Nacht in die kleine erleuchtete Hütte und schliefen Seite an Seite auf dem Fußboden. Am nächsten Morgen knoteten sie aus einem Vorhang und zwei Gardinenstangen eine Trage für Ralph.

Der Anführer der Deutschen zeigte auf einer Karte, wie die Amis zu ihren Truppen zurückfinden konnten: »*Da geht's lang. Dort verläuft die amerikanische Linie. Da stoßt ihr auf eure Leute.*« Der Medizinstudent übersetzte. Und die sieben Soldaten machten sich auf.

In der Tür gab Mama ihnen noch etwas mit auf den Weg: »*Seid vorsichtig, Jungs. Ich wünsche mir, dass ihr alle bald wieder dahin zurückkehrt, wo ihr hingehört – nach Hause. Gott beschütze euch. Gesegnete Weihnachten.*«

Ja, gesegnete Weihnachten. Deutsche und Amerikaner gaben einander die Hand. Wir sahen ihnen nach, wie sie in entgegengesetzter Richtung im Wald verschwanden.

Als ich wieder in die Hütte trat, hatte Mama die alte Familienbibel hervorgeholt. Ich sah ihr über die Schulter. Das Buch war bei Matthäus 2 aufgeschlagen – bei dem Bericht von der Geburt des Herrn Jesus. Ihr Finger glitt über die Zeile in Vers 12:

»*Und sie zogen auf einem anderen Weg hin in ihr Land!*«

»Und sie zogen auf einem anderen Weg hin in ihr Land!«

Ja, nachdem Jesus gekommen war, blieb nicht alles beim Alten. Jesus kam, um uns einen anderen Weg zu zeigen.

Er kam, um das Heil zu bringen und Vergebung der Sünder. Lukas sagt: »Durch Gottes herzliche Barmherzigkeit hat uns der Himmel besucht, um denen zu leuchten, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, um unsere Füße zu richten auf den Weg des Friedens.« 

Nacherzählt mit freundlicher Genehmigung nach dem Erlebnis von Fritz Vincken, der diese Begegnung im Winter 1944/45 hatte und später berichtet hat. Erschienen in der Dezember-Ausgabe von READER'S DIGEST von 1966, als Fritz Vinckens Mutter starb. Einen der amerikanischen Soldaten konnte man 1996 ausfindig machen – den Veteran Ralph Blank. Er versicherte dem überwältigten Fritz: »Ihre Mutter rettete mein Leben.« Über diese Nachricht freute sich Fritz Vincken sehr. Er starb am 8. Dezember 2001.

Der Klassenwettbewerb

Die 5b steht total auf dem Schlauch. Keiner findet die Lösung für das Preisausschreiben. Ihnen fehlt das Mathe-Ass. Und genau heute ist der Einsendetermin. Die schöne Klassenfahrt können sie wohl vergessen.

Siehst du da vorn das öde, lange, hässliche Gebäude? Ja, das mit den vielen Fenstern und den grauen Betonwänden. Sieht sehr langweilig aus, oder? Das ist die Realschule von Stolzach – und die *ist* auch langweilig. Hinter den Fensterscheiben sitzen gerade Hunderte Schüler und büffeln Mathe, Bio und Chemie – und alle warten auf die erlösende Pausenglocke.

»STAATLICHE REALSCHULE STOLZACH« steht neben dem Haupteingang. »Ja, ja!«, seufzt so mancher Schüler, »*was waren das noch schönen Zeiten auf der Grundschule in Winkelstädt! Da verging der Vormittag wie im Flug: Sachunterricht, Musikunterricht, Sportunterricht. Alles war so schön einfach und niedlich. Aber jetzt: binomische Formeln, chemische Reaktionsgleichungen, Photosynthese, phuuu.*«

Oben im dritten Stock sind die fünften Klassen untergebracht. Hier sitzen die Kleinsten der Realschule – die 10- bis 11-Jährigen. Die älteren Schüler nennen den dritten Stock nur: »Das Zwergenreich«. Da oben in der 5b sitzen gerade Jan, Luisa und Kim. Die drei kommen alle aus der gleichen Straße in Winkelstädt. Jetzt, in der 3. und 4.

Stunde, haben sie wieder Mathe bei Herrn Schneider. Er ist sogar ihr Klassenlehrer. Echt übel!

Um euch Herrn Schneider richtig vorstellen zu können, müsst ihr euch einen dünnen Mann im Anzug denken, der als einzige Haare nur zwei Augenbrauen und einen Schnauzbart trägt. Herr Schneider hat nämlich eine Glatze. Wegen dieser drei auffälligen Linien in seinem Gesicht nennen die Schüler ihn insgeheim nur »Smiley«.

Herr Schneider unterrichtet so spannend wie ein Anrufbeantworter. Schon nach 5 Minuten dösen alle über ihren Mathe-Heften, denn »Smiley« lässt fast die ganze Stunde nur Aufgaben durchrechnen.

Er steht dann immer vorne an der Tafel und schreibt alle Rechenaufgaben auf der karierten Tafelseite mit. Ab und zu reibt er mit seinem Zeigefinger an der Nase, die bei ihm deshalb immer kreideweiß gepudert ist. Genauso farblos und staubtrocken ist auch sein Unterricht. Kein Wunder, dass in der 5b keiner Mathe mag. Die Minuten ziehen sich zäh wie Lava ...

Da klopft es. Gespannt recken sich 28 Hälse Richtung Tür. Frau Memmesheimer, die Schulsekretärin, reicht einen Papierbogen herein. Herr Schneider legt ihn wortlos aufs Pult und schreibt stur seine Zahlenketten weiter. »*Macht erst mal eure Aufgaben fertig!*«, brummelt der Lehrer. »*Ihr lasst euch viel zu schnell ablenken.*« Kim, die in der ersten Reihe hockt, schielte neugierig auf den abgelegten Zettel. Sie kann aber nur die Überschrift entziffern: »SCHÜLERWETTBWERB!«

Endlich nimmt Herr Schneider umständlich Platz und überfliegt das Schreiben. »*A-ha, so-so, mh-mh ... Gut. Da bin ich ja mal gespannt, ob das einer hinkriegt ...*«

Verunsichert schauen alle nach vorn. Um was geht es da? Jan meldet sich und fragt laut, was alle wissen wollen: »*Herr Schneider, können Sie uns das mal vorlesen?*« – »*Nichts überhasten und nicht raten, sonst kommt man zu falschen Resultaten!*«, ist Herr Schneiders Standardspruch, der auf alles passen muss.

Endlich erhebt er sich vom Stuhl, zieht seine Sakko-Ärmel gerade und räuspert sich: »*Ähäm, also gut:*

GROSSER MATHEMATIK-SCHÜLERWETTBEWERB

Problemstellung: In welcher Reihenfolge muss man einen Adventskranz mit vier Kerzen anzünden, damit am 4. Advent alle Kerzen gleich niedrig abgebrannt sind? Vorausgesetzt wird, dass am 1. Advent nur eine Kerze, am 2. Advent nur zwei Kerzen (und so weiter) angezündet werden.

Aufgabe und Preis: Findet dazu eine allgemeingültige Formel und sendet das Ergebnis an die Studiengemeinschaft »Pro-Pisa«. Die Siegerklasse gewinnt eine kostenlose Klassenfahrt nach Norditalien.

Teilnahme-Bedingung: Die Aufgabe darf nur von Real-schülern innerhalb der Mathematikstunden ohne Lehrer oder Fachbücher gelöst werden. Einsendeschluss ist der ...

Ooh, das ist ja heute!«, stutzt Herr Schneider. »Da reichen die uns so einen Wettbewerb am letztmöglichen Tag rein. Dann sollten wir uns mal an die Aufgabe machen.«

Wow! Plötzlich ist alle Langeweile wie weggeweht. Ein munteres Geschnatter ist entbrannt. Was für eine verrückte Aufgabe! Und dummerweise bleibt so wenig Zeit.

»Das kann man doch ganz leicht ausprobieren! Unten vorm Lehrerzimmer steht doch ein Adventskranz!«, sprudelt Luisa hervor. »Darf ich den holen gehen, Herr Smy ... – ääh – Herr Schneider ...?«

»Nichts überhasten und nicht raten, sonst kommt man zu falschen Resultaten!«, bremst Herr Schneider die ganz schön rot gewordene Luisa. »Gefragt ist eine Formel und kein Adventskranz-Abfackel-Versuch. Also, wer hat einen Vorschlag?«

Sendepause. Ein paar Schüler zucken die Schultern, andere beißen sich grübelnd auf die Unterlippe. Kim kritzelt immerhin in ihr Aufgabenheft und kratzt sich an der Schläfe.

»Äh, also 4 Sonntage und 4 Kerzen, das macht 8. Oder muss man das malnehmen? Das wären 16 ... Ganz schön kompliziert. Hmm. Bei uns zu Hause sind die Kerzen nie gleichmäßig abgebrannt. Ob es überhaupt eine Lösung gibt?«

Herr Schneider schüttelt genervt den Kopf. »Findet denn keiner einen Lösungs-Ansatz? Das kann doch so schwer nicht sein ...« Emsig geht das Knobeln weiter.

Eine Klassenfahrt nach Norditalien. Hmm. Bella Italia! Florenz, Venedig, Genua, Pisa. Das klingt auf jeden Fall besser als die geplante Wanderwoche ins Sauerland. »*Los, macht schon. Das kriegen wir doch hin! Hat jemand eine Idee?*«

Nach vielen vergeblichen Kerzen-Kritzeleien, Geistes-Blitzen und Hoffnungs-Fünkchen verfliegt allmählich die Siegesgewissheit der 5b. Bis jetzt waren alle Versuche vergeblich! Ob die 5a es vielleicht geschafft hat? Doch das können sie jetzt nicht erfahren, denn da klingelt es auch schon zur 4. Stunde – ohne Pause.

Es bleiben nur noch 45 Minuten. Noch nicht mal eine Stunde! Wie soll man das nur schaffen? Herr Schneider wundert sich, dass heute mal keiner zur Toilette muss und niemand pennt.

»*Darf ich einen Taschenrechner benutzen?*«, fragt Isabell. »*Der wird dir wenig nützen*«, meint Herr Schneider. »*Aber versuchen kannst du's mal ...*« Rasch tippt Isabell ein paar Zahlen in die Tasten. »*24. Dezember minus 4 x 7 Tage. Oh, da kommt was mit minus raus ...*« Es hilft nichts. Im Zwergen-Reich fehlt es leider an einem Rechen-Riesen.

Da klopft es schon wieder. Diesmal kommt nicht Frau Memmesheimer, sondern Herr Gerber, der Direktor. Und er kommt auch nicht mit einem Blatt Papier, sondern mit einem Jungen zur Tür herein. »*Darf ich euch vorstellen? Das ist Jens Christiansen, euer neuer Mitschüler*«, erklärt Herr Gerber der gelangweilt aufschauenden Klasse.

»Jens' Familie kommt aus Norddeutschland und ist gestern erst nach Stolzach gezogen. Ab heute geht er auf unsere Realschule, und zwar in die 5b. Ihr seid jetzt also 29. Nachdem wir die ganzen Formalitäten erledigt haben, wird er die letzten beiden Stunden noch am Unterricht teilnehmen. Bitte seid nett zu ihm.«

Etwas schüchtern steht Jens Christiansen vor der Klasse und grüßt mit einem freundlichen Nicken. »*Hallo!*« Herr Schneider zeigt ihm den leeren Platz neben Francesco und erklärt ihm kurz die Sache mit dem Schülerwettbewerb.

»Hoffentlich bist du ein Mathe-Ass, sonst sieht's hier schlecht aus für dich! Und für uns. Arrivederci Italia!«, sagt Francesco. Seine Eltern sind Italiener und »*Arrivederci*« heißt »*und tschiüss!*«. Francesco rammt Jens den Ellbogen in die Seite und sagt: »*Ich würde lieber alleine hier sitzen, verstanden? Du Schwachkopf!*«

Herr Schneider liest noch einmal die Aufgabe vor. »*In welcher Reihenfolge muss man einen Adventskranz mit vier Kerzen anzünden, damit am 4. Advent alle Kerzen gleich niedrig abgebrannt sind? Findet dazu eine allgemeingültige Formel ... Nichts überhasten und nicht raten, sonst kommt man zu falschen Resultaten, und: Nichts überhasten und nicht raten, sonst kommt man nicht zu Klassenfahrten!*«

Jens Christiansen reibt sich die Rippen. Warum hat Francesco ihn so brutal angerempelt? Stumm beugt er sich über seine Schultasche und nimmt einen Notizblock

heraus. Jens malt vier Kerzen auf das Blatt und macht für jeden Sonntag einen Strich für jede angezündete Kerze. Insgesamt zehn Striche. Herr Schneider wiegt leise mit dem Kopf. Ob das der richtige Ansatz ist?

»*Blöder Streber!*«, motzt Kevin. »*Der will sich doch nur bei »Smiley« einschleimen. Bist du vom Gymnasium geflogen oder sitzen geblieben – oder beides, du Schleimer?*«

»*Lass den Neuen in Ruhe. Los, Jens, hau rein. Wir haben nur noch 20 Minuten!*«, sagt Ben. Nun beginnt Jens mit einer Gleichung. $4 \times \text{mal } (1+2+3+4) = 10$. Doch dann streicht er es wieder durch. Ein entsetztes Räuspern geht durch die Klasse. »*Ich sag doch: Der hat den IQ von einem leeren Joghurtbecher!*«, zischt Kevin.

Die Zeit verfliegt. Da! Jens reißt ein eng beschriebenes Blatt vom Notizblock und gibt es Herrn Schneider. »*Aha! Trag dein Ergebnis hier in das vorgedruckte Aufgabenblatt ein. Wir wollen sehen, ob das Resultat stimmt.*«

Flink schreibt Jens seine Formel auf und geht wieder zurück zu seinem Platz. »*Na, Streber, einen guten ersten Tag gehabt?*«, knurrt Francesco und versperrt ihm den Weg.

Schon nach einer Woche kommt ein Brief von der Studiengemeinschaft »Pro-Pisa« an die Staatliche Realschule Stolzach. Adressiert an den Klassenlehrer der 5b. »*Gratulation! Ihre Klasse hat den richtigen Lösungsweg gefunden und die Italien-Reise gewonnen ...!*«

Zum ersten Mal sieht die 5b Herrn Schneider vor Glück juchzen. Kim, die ja ganz vorne sitzt, behauptet später

sogar, dass Smiley ein paar Tränen heruntergekullert sind. Tatsächlich, man sieht noch eine klare Spur am kreidesaubigen Nasenflügel.

Hast du die Botschaft in dieser Geschichte verstanden?

Hast du bemerkt, dass die Klasse 5b ein gutes Beispiel für uns Versager und Taugenichtse ist? Die gesamte 5b war für den Mathewettbewerb ungeeignet. Keiner von ihnen konnte aus eigener Anstrengung die gestellte Aufgabe lösen. Und wenn sie es noch so sehr versuchten, sie schafften es einfach nicht.

Genauso sind wir Menschen vor Gott untauglich. Keiner von uns kann jemals aus eigener Anstrengung Gott gefallen. Und wenn wir es auch noch so sehr versuchen, wir schaffen es einfach nicht. Denn wir alle sind von Natur aus Sünder, die das Böse tun und lieben. Hinter Gottes Anforderungen bleiben wir weit zurück.

Deshalb schickte Gott uns seinen geliebten Sohn. Der heißt aber nicht Jens Christiansen, sondern Jesus Christus. Nur der konnte uns retten.

Doch statt sich über seine Ankunft zu freuen, wurde der Sohn Gottes abgelehnt und gehänselt. Jesus wusste, dass man ihm aus lauter Neid den Prozess machte (Markus 15,10).

Trotzdem hat er für uns alle sein Allerbestes gegeben – damit wir den Gewinn davon haben. Er ließ sich verspotten und schlagen, quälen und sogar töten. Er hat freiwillig die Strafe für unsere Vergehen auf sich genommen.

»Denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns zu Gott führe« (1. Petrus 3,18).

Unsere Unfähigkeit hätte uns niemals im Himmel ankommen lassen. Unsere Sünden hätten uns für immer von Gott getrennt. Aber da kam zum Glück Jesus. Er hat das geschafft, was keiner von uns erreichen konnte. Er hat für uns alle gekämpft und gesiegt. Er hat uns den schönsten Gewinn, den besten Preis geholt, den es jemals zu gewinnen gab: den Himmel.

Doch dieses Geschenk erhält man nicht automatisch. Man muss zu Jesus kommen und ihn herzlich bitten, dass er uns unsere Schuld vergibt. Hast du das schon getan?

Mittags stehen zwei »Zwerge« aus der 5b vor dem Schulausgang. Es sind Kevin und Francesco. Sie warten auf Jens. Sie müssen noch etwas in Ordnung bringen. Ob sie mit auf die Klassenfahrt nach Italien dürfen? Sie wollen sich lieber bei Jens entschuldigen, bevor er böse auf sie ist. Da kommt Jens. Was sie ihm wohl sagen werden?

Und du? Was du wohl Jesus sagen wirst? Du kannst jetzt einfach zu ihm kommen. Bete zu ihm. Danke ihm für seine Liebe zu uns. Bitte ihn, dass er dir deine Schuld vergibt, die du auf dich geladen hast. Hab keine Angst vor ihm. Er hat dich lieb. 

Das verschlossene Tal

Fünf wagemutige Forscher entdecken in Südamerika ein in Vergessenheit geratenes Bergvolk. Dort erleben sie Schauriges. Die Wissenschaftler können kaum glauben, was sie sehen.

Tschack, tschack, tschack! Die scharfen Buschmesser zerhacken das undurchdringliche Buschwerk. Aber die Expedition kommt nur sehr mühsam voran. Dichter Urwald versperrt ihnen den Weg. Unaufhörliche Macheten-Hiebe schlagen eine Schneise durch das wild wuchernde Grün. Die fünf Männer überqueren reißende Bäche und gefährliche Sümpfe.

Seit Tagen suchen sie in den Anden nach einem alten Inka-Tempel. Sie klettern immer weiter bergauf. Allmählich öffnet sich der Wald und wird etwas lichter.

Da! Ist dieser Steinhaufen da vorne nicht ein überwuchertes Bauwerk? Es sieht ganz danach aus. Links und rechts ragen hohe Felsen aus dem dampfenden Urwald, aber dazwischen liegt ein haushoher Hügel. Hoffentlich ist das der zerfallene Tempel, den sie schon so lange suchen ...

Unter dem dicken Moosteppich stoßen sie auf grobe, unbehauene Steine. Nein, es ist doch kein Bauwerk. Es ist nur eine längst überwucherte Steinlawine. Hier muss vor langer Zeit – vielleicht bei einem Erdbeben – viel Geröll ins Tal gedonnert sein.

Die fünf Forscher klettern auf den rutschigen Steinhauen, um zu sehen, was sich hinter dieser Barriere verbirgt. Als sie oben angekommen sind, trauen sie ihren Augen kaum: Vor ihnen weitet sich eine unerwartete Landschaft. In einem steilen Bergtal sehen sie Spuren von menschlicher Besiedlung. 20, 30 zerfallene Steinhütten besäumen das baumfreie Hochtal. Dieses Tal ist eine abgeschlossene Welt für sich.

Hastig überqueren sie das felsige Hindernis. Das Echo von rollenden Steinen hallt im Tal wider. Ihr Atem stockt und der Puls wird schneller, als sie vor den Gebäuden stehen. Sie scheinen dem Ziel ihrer Expedition sehr nahe zu sein.

Doch dann schauen sich die fünf Forscher ungläubig an: Nirgendwo ein Tempel. Es ist nur ein uraltes Inka-Dorf. Die Zeit scheint hier stehen geblieben zu sein. Es sieht aus, als wäre es eben erst verlassen worden. Hier wächst sogar noch hoher Mais und dort der Weg scheint noch immer ausgetreten.

Ja, ist es denn wahr? Hat sich da nicht etwas bewegt? Ganz dort hinten? Zwischen den Maisstauden und einem Wassergraben huschen ein paar gebückte Gestalten hinter einer Mauer.

Tatsächlich. In diesem unzugänglichen, abgeriegelten Tal leben Menschen. Sind das vielleicht Nachfahren der berühmten Inka-Indianer? Die fünf Forscher sind mutig und versuchen, Kontakt zu ihnen aufzunehmen. Aber es misslingt. Die Eingeborenen verstehen kein Spanisch,

auch kein Portugiesisch. Offenbar sprechen sie einen alten Ketschua-Dialekt.

Mit Händen und Füßen versuchen sie sich verständlich zu machen, aber die Bergbewohner begreifen offenbar gar nichts. Nach ein paar Stunden vergeblicher Verständigungsversuche geben die Forscher auf. »*Die sind alle bekloppt!*«, behauptet der Anführer der Expedition. »*Das sind verstoßene Irre, Geistesgestörte, die hier unter sich leben. Kommt, lasst uns hier verschwinden! Wir marschieren weiter. Hier gibt es keine Tempel – nur blöde Dorftrottel!*«

Die Forscher machen noch rasch ein paar Fotos von den Häusern und Feldern. Sie tragen den Ort in ihre Landkarten ein und wollen dann weiter. Unter diesen primitiven Hinterwäldlern ist es ihnen irgendwie unheimlich.

Diese wilden Berg-Indianer sahen aber auch wirklich furchterregend aus. Sie trugen kaum Kleidung. Nur ein paar zerfetzte Lappen aus Pflanzenfasern und Maisblättern. Ihre Haare standen wirr in alle Richtungen – steif vor Dreck. Selbst ihre Kinder sahen aus wie alte Menschen. So ausdruckslos, stumpf und abwesend. Nur gut, dass sie dort nicht übernachten mussten.

Und alle bewegten sich so merkwürdig. So tief gebückt, so tollpatschig, so tastend. Ob sie tatsächlich alle geistesgestört und gefährlich waren? Doch plötzlich ruft ein Forscher: »*Ich hab's! Ich weiß, was denen fehlt. Habt ihr nicht beobachtet, wie die alle ins Leere starrten? Die müssen alle blind sein!*«

Den jungen Forscher packt das Mitleid. Er kehrt wieder um. Die anderen versuchen ihn davon abzubringen: »*War deren Blödheit ansteckend? Jetzt bist du so verrückt wie die.*« Aber er lässt sich nicht beirren. Er kommt zurück ins Dorf und will unter den Inkas bleiben.

Dort stellt er fest, dass tatsächlich alle an einer ansteckenden Augenkrankheit leiden. Selbst Neugeborene haben nach wenigen Tagen die tiefroten entzündeten Augen und verlieren bald ihr Augenlicht.

Er beobachtet, wie sich die Blinden dennoch irgendwie zurechtfinden. Sie tapsen morgens aus den Häusern in die Felder und rupfen Mais. In der Mittagszeit kauen sie an den Maiskolben und trinken aus dem Bach. Andere melken die wenigen Ziegen, die um die Felder grasen, und schlürfen deren Milch. Keiner von ihnen hat das abgeriegelte Tal jemals verlassen.

Sie kennen kein Lächeln und kein Licht. Sie kennen weder Schmuck noch Schönheit, weder Feuer noch Farbe, weder Blicke noch Bilder. Keinen Regenbogen und keinen Sonnenuntergang. Sie leben ein Leben in lebenslanger Dunkelheit. Und die Bedauernswerten scheinen es nicht einmal zu merken! Aber wie soll der Forscher ihnen das begreiflich machen?

Er beschließt, lange Zeit unter ihnen zu leben. Er beginnt, aus Kräutern und Ölen eine heilkraftige Salbe anzurühren, und schützt sich so vor der Augenentzündung. Er erlernt ihre Sprache. Er holt Holz und baut ihnen neue Dächer auf die zerfallenen Häuser und ein paar einfache

Möbel für ihre Hütten. Er hilft, wo er kann. Sie nennen ihn »den Zimmermann«. Nach und nach wird er einer von ihnen.

Dann bestreicht er die Augen der Kinder mit der Salbe. Als er es auch bei den Erwachsenen versucht, weigern sich diese. Er möchte ihnen erklären, was ihnen fehlt.
»Was habt ihr da links und rechts neben eurer Nase?«

»Das sind die Tränenlöcher!«, sagt ein Inkamädchen.
»Damit kann man weinen.«

»Nein, das sind Augen. Damit kann man sehen, die Sonne, die Vögel, die Blumen«, antwortet ihnen der Zimmermann.

»Sehen, was ist das?«, fragen die Inkas ungläubig. »Die Sonne kann man fühlen, die Vögel kann man hören, Blumen kann man fühlen und riechen – aber was ist sehen?«

»Sehen heißt, alles mit den beiden Augen wahrnehmen. Sehen heißt erkennen ...« Aber die blinden Bergbewohner lachen ihn nur aus. Sie begreifen nicht, wovon der Fremde da spricht. Immer wieder versucht er, ihnen die schlimmen Augen zu behandeln. Aber da werden die Ein geborenen böse: »Du bist ein Lügner! Du meinst wohl, du seist etwas Besseres als wir.« – »Du denkst, du kannst uns belehren. Mach, dass du wegkommst. Verschwinde dahin, wo du herkommst.«

Die Beschuldigungen der Inkas werden immer heftiger. Er wird zur Zielscheibe ihres Zorns. In blinder Wut stoßen sie ihn aus dem Dorf und töten ihn.

Er, der kam, um ihnen Augenlicht zurückzugeben, fand einen grausamen Tod.

Doch dann geschieht das Unglaubliche. Allmählich kehrt bei den Kindern, die er behandelt hat, das Augenlicht zurück. Ja, sie können tatsächlich etwas erkennen. Fassungslos blicken sie in den blauen Himmel und sehen den Glanz der Sonne, die Schönheit der Vögel und die Pracht der Blumen. Sie jubeln vor Freude. Nun wissen sie, was »Sehen« bedeutet. Aber auch ihnen glauben nur wenige.

Genauso wie der Forscher kam Jesus zu uns Menschen. Er lebte unter uns, er war »der Zimmermann«. Er sagte:

»*Ich bin in diese Welt gekommen,
damit die Nicht sehenden sehen.*«

Denk mal darüber nach: Er will dir »*die Augen öffnen*« – die Augen des Herzens, damit du Gott erkennst. Wenn du ihm glaubst und dich ihm ganz anvertraust, kannst du sagen: »*Eines weiß ich, dass ich blind war und jetzt sehe!*« (Johannes 9,25).

Glaubst du ihm? 

Außer Rand und Band

Auf dem »Schanzer Kopf« kam es zu einem dramatischen Hubschrauber-Absturz! Und auch Pitt, der Doppeldecker-Pilot, war in den Unfall verwickelt. Aber lest selbst, wie es dazu kam ...

Oben im Tower des kleinen Flugplatzes am »Schanzer Kopf« sitzen Hanna und ihr Onkel Pitt. Der Tower ist ein gläserner Aussichtsturm zur Flugüberwachung. Beide lesen: Pitt in seiner Bibel und Hanna in ihrem Englischbuch.

Hanna kann sich keinen besseren Platz denken, um Hausaufgaben zu machen. Diese herrliche Aussicht, diese Ungestörtheit. Na ja, fast. Nur Pitt hört man leise murmeln: »*Gott ist so barmherzig und liebte uns so sehr, dass er uns, die wir durch unsere Sünden tot waren, mit Christus neues Leben schenkte*« (Epheser 2,4-5). Pitt ist so in Gedanken vertieft, dass er gar nicht mitbekommt, was um ihn herum vorgeht.

»*O, da kommen ja endlich die Wochenendgäste!*«, ruft Hanna aufgeregt. Ein schwarzer Jaguar fährt gerade den engen Bergweg von Winkelstädt zur »Schanzer Hütte« hinauf. Dann hält er direkt vor Liesels uriger Gaststätte. Hanna pfeift erstaunt durch die Zähne und sagt: »*Die scheinen aber ziemlich reich zu sein.*«

Vorne sitzt ein edel gebräuntes und schick gekleidetes Paar. Die Frau schnattert ununterbrochen in ihr Handy,

während ihr Mann aussteigt und den Kofferraum aufklappt. »Ach, hinten sitzt ja auch noch jemand. Ob das ihr Junge ist? Ich schätze den höchstens zehn; anscheinend ein Einzelkind«, vermutet Hanna.

»Leander, hilf Papa sofort beim Ausladen!«, kommandiert die Dame vom Beifahrersitz und hält dabei für einen Moment ihr Handy zu. Dann telefoniert sie weiter.

Doch Leander will nicht. Er starrt gleichgültig auf die Nackenstütze vor ihm. Darin ist ein kleiner Monitor eingebaut. »Boah! Hat der Knabe es gut«, sagt Hanna nedisch. »Der kann während der Fahrt DVDs angucken ...«

»Los, Leander, wir sind da!«, fügt der Vater hinzu. »Steig aus und schau dir mal das schöne Fachwerk-Hotel an.« – »Ich hab absolut keinen Nerv auf dieses öde Wochenende«, murrt Leander lustlos. Bockig bleibt er im Auto. »Was soll ich hier?«

»Schatz, zeig ihm doch mal unsere Überraschung, dann wird Leander bestimmt begeistert sein ...«, sagt die Mutter, die nun auch aus dem Jaguar steigt und aufhört zu telefonieren.

Gelangweilt schaut Leander aus der getönten Scheibe, runzelt die Stirn und will gar nicht wissen, was seine Eltern eine »Überraschung« nennen. »Bestimmt nur irgendein doofes Mitbringsel als Köder.« Stur glotzt er weiter auf den kleinen flimmernden Bildschirm vor sich.

Aber als sein Vater dann mit einer sperrigen Schachtel an die Seitenscheibe klopft, wird er doch etwas neugierig.

»Und – was iss das?« – »Ja pack es doch mal aus.« – »Meinetwegen ...«

Während der Vater das mehrteilige Reisekoffer-Set zum Eingang schleppt, reißt Leander mit einem achtlosen Ratsch das Packpapier von der riesigen Schachtel.

»Na, Lea-Bär, gefällt es dir?«, fragt Leanders Mutter mit zuckersüßer Stimme. Doch der Junge wirkt nicht besonders begeistert. Oder versucht er nur auf »cool« zu machen?

»O.k., das ist ein Grund auszusteigen, aber nur wenn ich es sofort ausprobieren darf! Sonst bleib ich hier sitzen.« – »Aber sicher, Schatz! Ich hab doch gewusst, dass es dir gefallen wird.«

Die Familie mit dem Jaguar ahnt nicht, dass sie die ganze Zeit beobachtet wird. Pitt und seine Nichte Hanna sind ganz dicht an die Fensterscheibe des Towers gerückt. »Was hat der verwöhnte Schnösel da gekriegt?«, fragt Pitt. »Mit bloßen Augen kann ich es von hier oben nicht erkennen.« Also greift Hanna nach Pitts Fernglas und sieht sich die Szene etwas näher an.

»Ich sehe einen Aufkleber an der Kofferraum-Klappe: Da steht: S.F.S.F.S.! Was soll das denn heißen?« – »Das ist die Abkürzung für ›Sindelfinger Segelflieger-Schule‹«, antwortet Pitt. »Das Ehepaar hat sich für dieses Wochenende zum Segelfliegen angemeldet.«

Hanna erspäht in den runden Gläsern die offen stehende Jaguar-Tür. Sie entdeckt etwas zittrig die Geschenk-

papier-Fetzen auf dem Hof. Aber was war das für ein Geschenk? Immer noch nichts in Sicht. »*Mensch, warum wackelt das so?*« – »*Stütz deine Ellbogen auf, dann geht es besser*«, rät ihr Onkel. – »*Und? Was ist es?*« – »*Mein lieber Scholli. Du wirst es nicht glauben, Onkelchen. So was sollte man mir mal mitbringen ...*

Es ist ein silberner Helikopter. Ein Modell-Hubschrauber mit Fernbedienung. Boah. Das Ding ist gigantisch. Zusammengebaut bestimmt größer als ein Bobby-Car. Allein der Rotor ist größer als das Lineal, das an unserer Schultafel hängt«, staunt Hanna.

»*Hm, dann werde ich für heute wohl den Flugverkehr einstellen müssen*«, meint Pitt schmunzelnd. »*Stell dir vor, meinem Doppeldecker käme dieses Flugobjekt plötzlich in die Quere ...*«

Eine Stunde später trifft Hanna den schwer beschäftigten Leander am Rand des Rollfelds an. Der Asphalt ist übersät mit Rädchen, Schrauben und Bauteilen. Aber Leander schafft es offensichtlich nicht, das umfangreiche Flug-Modell zusammenzubauen.

»*Hi. Was machst du da?*« – »*Siehst du doch!*«, entgegnet Leander ziemlich pampig. »*Kann dir dein Pa nicht dabei helfen?*«, meint Hanna etwas kühl. »*Nö, der ist doch nur zum Segelfliegen hier.*« – »*Hey, für so was gibt es doch Etienne, unseren genialen Flugzeug-Mechaniker!* Der kriegt das bestimmt hin«, meint Hanna jetzt schon hilfsbereiter. Irgendwie tut der arme reiche Bursche ihr leid. »*Na, dann glotz nicht so und hol den mal!*« Hanna

schluckt erst mal, aber geht dann los. Wenig später hockt Etienne neben dem Neuankömmling und schraubt mit ihm das Modell zusammen.

Erst nach über einer Stunde ist der Hubschrauber fertig. Leander sagt nicht mal »Danke«. Hanna ist ganz schön sauer auf den unverschämten Kerl. Etienne startet einen ersten Flugversuch. Tatsächlich: Das Ding kann wirklich fliegen. Und die Rotorblätter knattern wie in echt. »*Das ist eine erstaunlich realistische Modell!*«, erklärt Etienne.

»*Gib mir mal die Fernbedienung!*«, fordert Leander. Aber Etienne warnt den Jungen eindringlich: »*Pardon, aberr so ein Ungetüm ist wirklich särr gefärrlich. Auf die Karton steht: Ab 16 Jahre. Lass das besser dein Eltern entscheiden.*« – »Ach, Quatsch! Die haben mir das Ding ja schließlich geschenkt. Hier ist doch weit und breit nur Wiese. Gib mal her. Ich will jetzt auch mal fliegen lassen.«

Währenddessen sitzt Pitt noch immer oben im Tower und liest laut vor sich hin: »*Gott ist so barmherzig und liebte uns so sehr, dass er uns, die wir durch unsere Sünden tot waren, mit Christus neues Leben schenkte*« (Epheser 2,4-5). – »Hm, was das wohl zu bedeuten hat: »... die wir durch unsere Sünden tot waren«??«

Hans-Peter Diesel schaut wieder aus dem Tower-Fenster und denkt nach. Da sieht er, wie Leander Etienne die Fernsteuerung aus der Hand reißen will. Etienne schüttelt den Kopf und ruft: »*Vorsicht, 'Ände weg! Du kannst jetzt nicht übernehmen. Die Élicop ist doch noch in die Luft!*«

Aber das scheint Leander nicht zu kümmern. Starrköpfig zerrt er an dem Gurt der schwarzen Steuerungs-Box. Etienne schaut nervös zum Hubschrauber in der Luft und versucht gleichzeitig mit seinem Arm den Jungen abzuhalten. Doch Leander zerrt weiter.

Da! Pitt sieht nur noch, wie ein paar silberne Teile auf den Boden purzeln. Die Batterien!! Leander hat die Fernsteuerung auseinandergerissen. »*Non! Achtung! Isch kann die Élicop nicht mehr dirigieren!*«, schreit Etienne entsetzt. – »*Wiesooo?*«, ruft Leander motzig und lässt die Fernsteuerung wieder los. »*Dann mach halt allein weiter!*«

Doch es ist zu spät. Etienne schreit aus Leibeskräften: »*Attention, Achtung!! Der Élicop ist erledischt, verloren – die Steuerung ist tot!!*« – »*Quatsch*«, sagt Leander. »*Der Hubschrauber fliegt doch wunderbar. Gib mir mal her.*«

Etienne lässt die Fernsteuerung los und sucht hektisch die Batterien am Boden zusammen. Währenddessen wackelt Leander gekonnt an allen Hebeln der Fernsteuerung. Das kennt er doch von seiner Playstation und von seinen ferngesteuerten Autos. »*Jetzt lass ich das Ding mal sachte landen.*«

Doch dann schaut er etwas gequält zu seinem Flugmodell. Nichts geschieht! Der Helikopter gehorcht ihm nicht. Etienne verfolgt gebannt die Flugbahn des steuerlosen Hubschraubers. »*Er fliegt Richtung Tower!!*« Tatsächlich. Das silberne Fluggerät knattert schnurgerade weiter, so, als ob nichts geschehen wäre.

Pitt sieht entsetzt ein wirbelndes Etwas auf sich zufliegen. Dann: ein ohrenbetäubendes Bersten, ein klirrender Splitterregen geht auf den Hof nieder. Eine Scheibe des Towers ist völlig zerstört. Dann ist alles ganz still.

»*Pitt! – Pitt? Geht es dir noch gut?*« Etienne lässt die Batterien wieder fallen und rennt mit klopfendem Herzen zum Tower. In Riesensätzen springt er die steile Wendeltreppe hinauf. Sein Herz pocht wie wild. Er kann doch kein Blut sehen. Wenn er jetzt mit seinen öligen Fingern »Erste Hilfe« leisten muss!

Auch Hanna folgt dem Mechaniker, um dem verletzten Onkel zu helfen. Nur Leander bleibt unschlüssig auf der Wiese stehen und murmelt: »*So ein Schrott! Mein Heli ist futsch!*«

Etienne stürzt in den Tower und stößt atemlos hervor: »*Pitt, bist-du-ver-letzt?*« Aber Pitt ist nirgends zu sehen. Etienne bückt sich, und da entdeckt er seinen Freund. Er hockt kreidebleich unter dem scherbenübersäten Kontrolltisch und schmunzelt: »*Mir geht's gut. Mir geht's wirklich gut. Gott sei Dank! Ich habe keinen Kratzer abbekommen. Gott hat mich bewahrt. Das war mein erstes Flugzeugunglück. Der Pilot ist wohllauf. Nur der Hubschrauber ist hin.*«

Ja, um Haaresbreite wäre Pitt schwer verletzt worden. Doch so gab es nur einen gewaltigen Sachschaden – und ein gewaltiges Donnerwetter, als Leanders Eltern von dem Unglück hörten. Aber irgendwie waren sie ja selber schuld daran.

Als Hanna später ihre Schulsachen zwischen den Scherben zusammensucht, liegt Pitts Bibel immer noch geöffnet neben ihrem Englischbuch: »*Gott ist so barmherzig und liebte uns so sehr, dass er uns, die wir durch unsere Sünden tot waren, mit Christus neues Leben schenkte*« (Epheser 2,4-5).

»*Jetzt hab ich es verstanden!*«, jubelt Pitt. – »*Was denn?*«, fragt Hanna verdutzt. »*Gott geht es mit uns Menschen so ähnlich wie Etienne vorhin mit dem Helikopter. Er möchte gern unser Leben lenken, aber wir reagieren nicht auf ihn. Es herrscht totale Funkstille wegen unserer Sünde. Wir sind für Gott völlig unempfänglich – wie tot. Und das wird irgendwann im Verderben enden.*« – »*Verstehe!*«, sagt Hanna und schaut auf die Überreste des völlig zerstörten Hubschraubers.

»*Aber Gott möchte das nicht. Er will nicht, dass wir unser Leben vor die Wand fahren. Er will uns durch Jesus Christus neues Leben schenken, steht hier*«, zitiert Pitt. »*Na klar! So wie durch die Batterien der Fernsteuerung!! Hätte Etienne es geschafft, die Batterien wieder einzusetzen, dann wäre alles gut gegangen, oder?*«

»*Ja. Das ist ein guter Vergleich. Nur wenn wir Gott unsere Sünden bekennen, die uns von ihm trennen, und Jesus in unser Herz aufnehmen, kann Gott uns lenken und uns sicher ans Ziel bringen.*«

»*Und wer das nicht tut, der baut irgendwann einen gewaltigen Crash*«, ergänzt Hanna und bückt sich nach einem abgebrochenen Rotorblatt.

»Ja. Ein Leben ohne Gott endet in der Hölle. Das Problem ist nur, dass die wenigsten das ernst nehmen. Viele denken: ›Mir geht es doch gut ohne Gott. Ich fühle mich wunderbar. Ich bin doch quickebendig. Von wegen: tot durch Sünden. So ein Blödsinn. Ich erreiche mein Ziel.««

»Genau wie der Hubschrauber vorhin. Der flog ja auch noch wunderschön weiter, obwohl die Verbindung längst abgerissen war«, ergänzt Hanna.

»Ja, auch wenn der Helikopter noch wunderbar fliegen konnte, war er dennoch ›tot‹. Unempfänglich für die rettenden Signale«, erklärt Pitt.

»Bis zum großen Knall«, sagt Hanna. Da kommt ihr eine Idee: »Hmm, ob Leander das auch verstehen würde, wenn wir ihm das mal vorlesen? Gott ist so barmherzig und liebte uns so sehr, dass er uns, die wir durch unsere Sünden tot waren, mit Christus neues Leben schenkte (Epheser 2,4-5). Komm, wir probieren es mal. Vielleicht kann er es ja jetzt auch verstehen ...«

Die Bibel sagt, dass wir Menschen für Gott wie tot sind – völlig empfindungslos und unempfänglich: wie ein Modellflugzeug ohne Fernsteuerung. Nur wenn wir Gott bitten, uns unsere Sünden zu vergeben und uns ein neues Leben durch Jesus Christus zu schenken, wird unser Leben gelingen.

Und, wie ist es bei dir? Herrscht totale Funkstille, oder bist du schon in Kontakt mit Gott? 

Ein komischer Kauz

Pitt müsste mal wieder zum Friseur. Er braucht nämlich dringend ein paar neue Passbilder. Deshalb möchte er tiptopp aussehen. Dazu geht man zu Antonio Del Casale, dem besten und einzigen Friseur von Winkelstädt. Antonio ist ein sehr, sehr schweigsamer Italiener – begabt wie Michelangelo und verschwiegen wie ein Mafia-Pate. Aber dafür kann er unglaublich gut zuhören.

»*Dingdong*«, ertönt der Gong des Friseursalons, als Pitt die Tür aufmacht. »*Buon giorno, Herr Diesel. Wie immer?*« Das ist alles, was der schweigsame italienische Friseur sagt. Antonio zeigt Pitt den freien Frisier-Stuhl und wirft ihm schwungvoll einen blauen Umhang um.

»*Ja, wie immer!*«, antwortet Pitt freundlich. »*Bitte einmal rasieren und den Schnurbart rundrum stutzen. Auch die Haare im Ganzen etwas kürzer. Ich muss nämlich bald Passfotos machen lassen.*« Pitt hat zwar nicht mehr allzu viele Haare auf dem Kopf, aber nach jedem Doppeldeckerflug sieht er aus wie ein zerzauster Maiskolben.

Antonio hat gerade Pitt mit Rasierschaum eingeseift und sein Rasiermesser gezückt, da hört man erneut ein »*Dingdong*«. Es ist Leni, die seit heute hier ihr Schulpraktikum macht. – »*So. Da ist die gewünschte Zeitung für Sie!*«

Leni wurde zum Zeitungholen geschickt ... Jetzt erst bemerkt Pitt, dass eine weitere Kundin im Friseursalon sitzt. Es ist eine adrette Dame von vielleicht 50 Jahren,

die mit Dutzenden Lockenwicklern im Haar auf ihre Dauerwellen wartet und gleich ihre frisch gelieferte Zeitung aufschlägt. »Ach, hallo Pitt. Fast hätte ich dich nicht erkannt. Du siehst mit dem weißen Schaum ja aus wie der Weihnachtsmann. Prima, dass ich dich hier treffe!«, sprudelt Leni los.

»Was meinst du, was Herr Barauke gestern im Reli-Unterricht behauptet hat?« – »Na, was denn?«, will Pitt wissen. Empört berichtet Leni: »Er hat gesagt, dass heutzutage kein Theologe mehr die Bibel ernst nimmt. Die Experten wären sich alle darüber einig, dass es in der Bibel nur so von Fehlern wimmelt. Auf keinen Fall dürfe man sie wörtlich nehmen. Ihre Schreiber hätten noch ziemlich primitiv gedacht. Die hätten auch immer wieder etwas dazugedichtet, umgeschrieben und ausgeschmückt. Deshalb sei sie so unzuverlässig und voller Widersprüche.«

»Phu. Das ist nicht einfach. Ist Herr Barauke denn Experte?«, fragt Pitt. – »Ja klar. Der ist doch Reli-Lehrer, der hat Theologie studiert. Er hat mich völlig verunsichert. Ich weiß jetzt gar nicht mehr, was ich glauben soll.«

Für einen Moment lässt Antonio Pitt mit Leni allein und klappt tonlos eine Föhnhaube über die wartende Dame mit der Zeitung. Als Antonio den Frisierstuhl dabei etwas nach hinten stellt, fällt der Blick der älteren Dame auf ein paar Tiere, die über dem Frisier-Spiegel an der Wand hängen.

»Ach, und was haben wir denn da? Ein Eichhörnchen, Sciurus vulgaris, wie der Lateiner sagt. Wie reizend! Lei-

der ziemlich stark eingestaubt ...« Ja, die Dame mit den Lockenwicklern hat recht. Sofort geht Leni mit einem feinen Handfeger zu dem ausgestopften Eichhörnchen und beginnt es vorsichtig abzufegen. Sie möchte in ihrem Praktikum doch einen guten Eindruck hinterlassen.

Die Dame unter der Föhnhaube sieht sich weiter um: »Und was sehe ich da oben? Oh. Wie interessant. Eine ausgestopfte Eule, Vogel der Melancholie, Gefährte der Verzweiflung, Bote des Leids, Symbol der Weisheit. Wunderbar! Ich liebe ausgestopfte Tiere«, schnattert die ältere Dame in einem fort. »Wissen Sie? Ich bin nämlich Professorin der Ornithologie, also der Vogelkunde – dem Bereich des Gefieders in der Zoologie sozusagen – Sie verstehen? Ich habe mich mit dem Studium von Eulen und sonstigen Nachtvögeln sehr intensiv beschäftigt.«

Antonio schweigt und wendet sich wieder Pitts Bart zu. Doch der sagt mit unbewegtem Unterkiefer: »Das ist ja interessant! An welcher Universität sind Sie Professorin, wenn ich fragen darf?« – »Ich habe einen Lehrstuhl in Berlin und bin Gastdozentin an der Uni in Greifswald! Aber bekannter bin ich durch meine vielen wissenschaftlichen Publikationen«, kommt es etwas schrill unter der Föhnhaube hervor. Dann zitiert sie aus dem Gedächtnis:

»Von allen Vögeln, die ich sah /
ist doch die Eule wunderbar.
Tagsüber sitzt sie im Versteck /
und wenn die Nacht kommt, ist sie weg.

Ha-ha-ha.« Ihr Sprüchlein scheint sie selbst am meisten

zu erheitern. Dann klappt sie die Zeitung zu und erklärt allen im Friseursalon:

»Eulen sind ja bekanntlich nachtaktiv. Das heißt: Sie jagen in der Nacht und schlafen am Tag. Ihr Tagesrhythmus ist also genau umgekehrt wie bei uns Menschen – außer bei meinen Studenten, sage ich immer, ha-ha-ha. Die sind auch ›nachtaktiv‹ – verstehen Sie? – Diese ›Nachteulen‹ schlafen am liebsten in meinen Vorlesungen.

Doch nun muss ich erst mal meine Lesebrille abnehmen, um die Eule etwas näher zu inspizieren. Tja, kleines Fräulein. Vögel besitzen wie alle Wirbeltiere eine Wirbelsäule und zwei Paar Extremitäten. Laien, wie du, sagen dazu auch Flügel und Krallen, bei dir wären es die Arme und Beine, ha-ha-ha.« Leni weiß nicht, ob sie der Frau interessiert zuhören oder lieber weiterfegen soll. Irgendwie findet sie ihren Redeschwall zum Fremdschämen.

»Bei der Eule da oben sieht man aber, dass der Präparator keine Ahnung hatte«, äußert die Professorin sehr vernichtend. – »Was ist denn ein Präparator?«, will Leni wissen. Entgeistert blickt die Dame unter der Haube hervor und schielte Richtung Praktikantin: »Liebes Kind. Du weißt nicht mal, was ein Präparator ist? Ts-ts. Was lernt man denn heute überhaupt noch in der Schule?«

»Ein Präparator ist jemand, der tote Tiere ausstopft, Leni, und sie dann so herrichtet, dass sie wieder wie echt aussehen und sich lange halten«, mischt Pitt sich ein, um Leni aus der Verlegenheit zu helfen.

»Die Körperhaltung bei dieser Eule ist allerdings völlig missraten. Schau, das Gefieder! Die Federn dienen nämlich als aerodynamische Verkleidung des Körpers. Aber das ist bei dieser ausgestopften Eule tüchtig in die Hose gegangen.« Leni zieht die Stirn in Falten, Pitt schaut erst zur Eule und dann fragend zu Antonio, aber der schweigt nur und stutzt weiter Pitts Bart ...

»Eulen haben eine konstante Körpertemperatur von 42 Grad. Natürlich keine ausgestopften, ha-ha-ha.« – Leni sagt nur verdutzt: *»Hu, bei uns Menschen wäre das schon tödliches Fieber!«*

»Und siehst du da: Das viel zu groß geratene Brustbein springt viel zu weit hervor. Also nein. Es ist wirklich eine Schande. Deshalb wirkt diese Eule auch so unecht. Normalerweise sind Eulen viel gedrungener und der Kopf auffällig größer und rundlicher. Man sieht sofort: Hier war ein Stümper am Werk, oder ... haben Sie die Eule vielleicht selber ausgestopft, Herr ... Friseur?«, fragt die Professorin etwas verunsichert.

Antonio schüttelt nur leise den Kopf, lächelt müde und frisiert Pitt weiter.

»Na, dann hab ich ja Glück gehabt. Sehen Sie denn gar nicht, wie falsch dieses Ding da ist? Betrachten Sie doch allein mal den verkehrten Augenabstand. Übrigens können Eulen ihren Kopf bis zu 270° drehen.« Leni kommt der böse Gedanke, dasselbe auch mal bei der lästig plappernden Kundin zu versuchen ... aber dann erschrickt sie über sich selbst.

*»Außerdem haben Eulen schlitzförmige Ohröffnungen, die sich über den ganzen Kopf erstrecken. So etwas sieht natürlich kein Laie, weil sie von Federn überdeckt sind. Aber an der Ohröffnung sind bewegliche Ohrläppchen mit kurzen, harten Pinselfedern. Damit kann die Eule ihre Ohren steuern und Beutetiere hervorragend orten. Aber vergleichen Sie mal: Bei dieser *plump* gemachten Eulen-Attrappe liegen die Pinselfedern flach am Kopf. Total verkehrt! Im Verhältnis zum Körpergewicht haben Eulen eine große Flügelfläche. Dies ermöglicht Eulen einen geräuscharmen Flug. Aber bei dieser da sind die Schwingen viel zu stummelig.«*

Antonio holt hörbar Luft und möchte etwas sagen, aber da fällt ihm die hochnäsige Dame schon ins Wort.

»Auch die vier Zehen an der Kralle sind t-o-t-a-l verkehrt angebracht. Die zwei nach hinten weisenden Zehen sind eine anatomische Unmöglichkeit. Wir können ja auch nicht den kleinen Finger unserer Hand wie den Daumen nach hinten umklappen. So etwas sieht natürlich eine Expertin wie ich sofort! Ich wette, ohne große Mühe könnte sogar ihre Praktikantin da eine bessere Eule hinkriegen ... Also: Mein Experten-Rat wäre: Nehmen Sie diese schlecht gemachte Eule da weg. Sie machen sich ja zum Gespött der Leute!«

Doch Antonio antwortet nur ganz bescheiden: »*No no, Seniorita, meine allerbeste Annabella musse da bleiben.*« – Kaum hat der Friseur das gesagt, wacht die kritisierte Eule aus ihren Tagträumereien auf, dreht den Kopf etwas zur Seite und steckt den Schnabel ins Gefieder!

Wenn Antonio mal etwas sagt und dann auch noch Annabellas Namen nennt, wird die Eule ganz hellhörig. Dann dreht Annabella auch noch ihre kleinen Zehen nach vorn und umkrallt ihre Sitzstange wie jeder andere Vogel.

Entsetzt reißt die Professorin beide Augen auf: »*Aber, die ... die ist ja echt! Die lebt ja. Die ist ja gar nicht ausgestopft!!*« – Ja, Eulen können sehr regungslos still halten, besonders, wenn sie schlafen. Dann sehen sie aus wie tot. Mit hochrotem Kopf sinkt die Expertin unter der Föhnhaube tief in den Sessel und schnappt nach Luft. Knisternd wie die plötzliche Stille im Friseursalon schlägt sie die Zeitung auf und verbirgt ihr Gesicht in den neuesten Nachrichten.

Um die große Peinlichkeit etwas aufzufangen, beginnt Pitt ein Gespräch mit Leni: »*Weißt du, Leni: Die äußeste Zehe bei den Eulen ist eine Wendezeh. Annabella kann sie also sowohl nach vorn als auch nach hinten drehen. Eine ausgewachsene Eule sitzt normalerweise mit zwei nach vorn und zwei nach hinten greifenden Zehen auf dem Ast. Aber manchmal auch einfach nur mit drei zu eins wie jetzt. Das erinnert mich ein bisschen an Herrn Barauke – deinen Reli-Lehrer.*«

Leni stellt den Besen in die Ecke und schaut Antonio beim Haareschneiden zu. »*Wie meinst du das, Pitt? Was erinnert dich an meinen Reli-Lehrer?*«

»*Nun, eines Tages wird auch er einmal erschrocken feststellen müssen: >Aber die ist ja echt!< Die Bibel ist die*

Wahrheit. Noch glaubt er das, was die moderne Bibelkritik lehrt. Vieles, was Theologen sagen, stimmt auf den ersten Blick. Sie entdecken angebliche Widersprüche in der Bibel und es klingt so einleuchtend. Immer wieder behaupten Experten, die Bibel sei voller Legenden, mache völlig falsche Angaben und sei völlig unwissenschaftlich.

Aber dann entdeckt man, dass es z.B. doch eine vernünftige Erklärung für ihre historischen Angaben gibt. Die Bibel ist nämlich von keinem Stümper gemacht, sondern heilige Männer schrieben auf, was Gott uns mitteilen wollte. Sein Wort ist Wahrheit. Und wer die Bibel unvorgenommen liest, wird entdecken, wie lebendig und wirkungsvoll sie ist.«

»Du meinst, genauso lebendig wie Annabella?!«, grinst Leni und freut sich, dass Pitt so viel Ahnung von der Bibel hat – jedenfalls mehr als Herr Barauke.

In Hebräer 4,12 heißt es: »Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert.« Das bedeutet: Die Bibel wird sich schon selbst beweisen – wie die Eule, die sich plötzlich regte. Immer wieder belächeln angebliche Experten die Bibel. Aber immer wieder belegen archäologische Funde die Zuverlässigkeit biblischer Angaben. Man stößt z.B. auf alte Inschriften und Papyrusfetzen, die die Geschichten aus der Bibel bestätigen.

Lange dachte man, Pontius Pilatus sei ein Fantasienname. Aber dann fand man eine Inschrift in der Nähe von Jerusalem mit genau diesem Namen.

Lange wurde behauptet, die Römer hätten bei der Kreuzigung keine Nägel benutzt, die Todeskandidaten seien gefesselt worden. Aber dann fand man einen Fußknochen in der Nähe von Jerusalem mit genau einem solchen Nagel.

Lange ging man davon aus, dass der Hohepriester Kaiphas nur erfunden sei, aber dann fand man das Grab dieses Mannes in der Nähe von Jerusalem. Übrigens – den Leichnam von Jesus Christus wird man vergeblich suchen. Er ist aus dem Grab auferstanden und lebt. Was die Bibel sagt, ist tatsächlich wahr. Du kannst Gottes Wort vertrauen.

Ebenso werden oft Zweifler von einem Bibelwort getroffen und völlig verändert. Das Wort Gottes ist nämlich wirkungsvoll und scharf. Es trifft in unser Herz wie ein Schwert. Immer wieder sind Kritiker verstummt, weil es sich doch bewahrheitet hat, was in der Bibel steht. Gottes Wort wird recht behalten. Kein Buchstabe der Bibel wird vergehen, bis sich alles erfüllt hat. 

Tausendundeine Nacht

Heute kommt ein ungebetener Guest nach Winkelstädt – ein sehr verdächtiger Araber. Ob er etwas zu tun hat mit Al-Kaida? Das könnte gefährlich werden. Also: deshalb besonders gut aufgepasst!

Aus der Flugzeughalle hört man ein Hämmern. Etienne versucht, Lottes Propeller zu richten. Beim letzten Flug hat er einen Knacks bekommen. Pitt hat im Flug eine Taube gestreift und dabei seinen Doppeldecker-Propeller beschädigt.

»Du Pilzglück, Pitt. Schau 'ier! Die Propeller 'at eine tiefe Riss. Beina'e du 'ätte nach so ein Karambolage verlieren können dein Flugtauglichkeit.«

»Glückspilz? Von wegen! Weißt du, was so ein Propeller kostet?«, seufzt Pitt. Die Neuanschaffung wird ihn mehr als einen Monatsverdienst kosten.

Da hört man Thomas und Alexander rufen. Sie kommen mit ihren Fahrrädern den Hang zu Pitts Flugplatz hochgebrettert. *»Pitt! Etienne! Seid ihr da?«* Erschrocken treten die beiden Männer aus der kleinen Flugzeughalle. *»Was ist los? Gibt's anderswo auch Probleme?«*

»Und ob!« Die beiden Stolzenstein-Jungs lassen ihre Räder auf den Rasen vor der Flugzeughalle fallen und hasten auf den Hangar zu. Thomas berichtet aufgeregt mit fuchtelnden Armen: *»Da kommt gleich ein ganz*

schräger Vogel zu euch – irgend so ein arabischer Bombenleger. Der wollte angeblich ein Gastzimmer auf unserem Bauernhof. Gleich versucht der das bestimmt bei Tante Liesels Pension.« Dann fällt ihm sein Bruder Alexander ins Wort: »*Aber wir – (schnauf) haben da so (schnauf) unsere Zweifel.*« Noch ganz außer Puste muss Alex jetzt erst mal eine Redepause machen.

Deshalb erzählt Thomas schon weiter: »*Bei uns auf dem Bauernhof hat er die Nummer auch schon probiert. Dieser Araber behauptet, er suche ein Übernachtungsquartier, am liebsten auf einer Farm. Er tut so, als könnte er kein Deutsch verstehen. Dabei hat der bestimmt unser Schild >Ferienwohnung auf dem Bauernhof< gelesen. Aber unsere Eltern haben ihn lieber fortgeschickt.*«

»*Der hat (schnauf) total stechende Augen – (schnauf) und so eine krumme Falkennase (schnauf) und sieht aus wie von einem Terror-Fahndungs-Plakat. Schnauzbart, Fransen-tuch auf'm Kopf und so einen geheimnisvollen bunt beklebten Koffer dabei – u-u-und einen kleinen Teppich.*«

»Waaas? Ein arabischer Bombenleger?«, wiederholt Pitt. »Wieso kommt der denn nach Winkelstädt?« – »Das wissen wir auch nicht. Aber er fragte bei uns auf Englisch: ›Can I have a room on your farm, please?‹«

Tatsächlich. Als Erster entdeckt Etienne den angekündigten Araber, der gerade um die Wegbiegung kommt. Zunächst sieht man nur sein gewürfeltes Kopftuch auftauchen. Dann den tief schwarzen Schnauzbart, sein wallendes Gewand und schließlich sein Gepäck. Müh-

sam zieht er einen Rollkoffer den »Schanzer Kopf« hinauf. Was da wohl drin ist?

»Entweder ist das ein Teppichverkäufer oder der will hier eine Döner-Bude aufmachen ...«, vermutet Thomas. »Warte ab, gleich fragt der euch nach einem Hotelzimmer.« Auch Pitt ist etwas verunsichert. Ob man diesem Fremden trauen kann?

Etienne sagt: »Das bestimmt ist nur ein Berber – so ein 'erumtreiber –, der nicht möschte zu arbeiten. Wartet, isch frage ihn mal.« Dann ruft er dem Fremden zu:

»'allo, Kollege! Willkommen am Airport! Wohin möchtest du fliegen? Der nächste Flug nach Mekka wurde leider gestrischen ...«, und leise fügt er noch hinzu: »Warum fliegt der nischt mit seine Teppisch?«

»Etienne. Hör auf damit! Du findest es doch auch nicht lustig, wenn wir uns über die Franzosen lustig machen, oder?«, ermahnt ihn Pitt. Da steht der orientalische Gast auch schon vor ihnen. Er verneigt sich geschmeidig vor Pitt und Etienne und fragt dann mit einem strahlenden Lächeln:

»Salam aleikum. Ayím seeking a Hotell. Bedroom forr me?« – Etienne zieht sich verlegen die Mütze vom Kopf, dreht sie in den Händen und murmelt dann hinter vorgehaltener Hand zu Pitt: »Aber erst mach ein rischtige Gepäck-Kontrolle mit dem.«

Pitt streckt dem Fremden die Hand entgegen und sagt:
»Willkommen. Wer hat Ihnen denn die Pension ›Schan-

zer Kopf empfohlen?« Aber der Fremde zuckt nur mit den Schultern. Er versteht wohl nicht, was der freundliche Pilot da sagt. Doch Pitt redet einfach weiter: »Das wird nicht ganz einfach. Das Gasthaus ist leider geschlossen – wegen der Osterferien.« Aber der Araber hat schon längst seinen Koffer abgestellt und strahlt, als habe er endlich ein Quartier gefunden.

Pitt erklärt dem Fremden mit Händen und Füßen: »In Pension nix Bedroom. We have no key – my sister is on Hollydays und hat alles abgeschlossen – ritsch ritsch. But perhaps we can make sure a bed for you otherwise.«

Etienne ist das nicht ganz geheuer. Er stemmt beide Hände in die Taschen und fragt mürrisch: »Und wie lange will der 'ier übernachten? Tausendundeine Nacht?« Thomas und Alexander müssen laut loslachen. »Tausendundeine Nacht?« – »Nein, bestimmt nur eine Nacht«, meint Pitt und weiß doch selbst nicht, was der Gast hier will.

»Na, dann isch 'abe eine gute Vorschlag: Der kann schlafen in meine Atelier. Isch mache ein bisschen Platz neben die Werkbank. Da wo sonst schläft immer mein Hund Crep.« Jetzt zucken Thomas und Alexander mit den Schultern und blicken ungläubig auf die schäbige Baracke, in der Etienne seine Werkstatt hat. »Und wenn der dir dein Werkzeug klaut ...?«

Aber da protestiert schon Pitt. »Nein, auf keinen Fall. Niemals lassen wir unseren Gast in der Werkstatt schlafen. Ich kann gerne ein Bett in meinem Wohnzimmer herrichten.«

Hm, ganz schön mutig. Aber macht Pitt da nicht gerade einen großen Fehler? Einfach einem wildfremden Mann, einem bärtigen Araber, ein Quartier anbieten?

Wenig später sitzt Pitt mit dem Orientalen bei einer Tasse Tee im Wohnzimmer. Etienne schaut ab und zu besorgt durchs Fenster. – »*Sind sie Asylant oder Tourist?*«, will Pitt wissen. Aber der Besucher antwortet nur in einem sehr gebrochenen Englisch: »*Mechi al Chabatt nix Tourist, Mech al Chabatt Prokurst.*« Aber diesmal ist es Pitt, der den Sinn nicht versteht.

Geduldig schmiert er dem Ausländer ein paar Brote und macht ihm ein Bett auf dem Sofa zurecht. Der Fremde klappt unterdessen sein Handy auf und telefoniert in einem wilden Arabisch mit irgendeinem Wüstensohn. Pitt wird es dabei etwas mulmig zumute. Was wird da gerade besprochen? Wem gibt er da Kommandos? Telefoniert er mit Al-Kaida? Was ist das nur für ein merkwürdiger Besucher?

Pitt schnappt nur ein paar Fetzen auf, die nicht arabisch klingen: »*Airport Schanzer Kopf*« und »*Imperial-Stahl*«. Leise betet Pitt zu Jesus, dass er keinen Fehler gemacht hat und Gott diesen Araber in seinem Haus segnet. Dann zeigt er dem Besucher noch das Badezimmer, verabschiedet sich und wünscht ihm eine gute Nacht.

Am nächsten Morgen wird Pitt von einem ungewohnten Geräusch wach. Es klingt fast wie Theos Trecker, nur etwas gedämpfter. Sofort springt Pitt aus dem Bett, stößt die Klappläden von seinem Fenster auf und schaut

hinunter. Da sieht er, wie ein glänzendes Fahrzeug auf den Hof rollt – eine tiefschwarze Limousine. Ist das nicht ein Rolls-Royce? Hastig zieht Pitt sich an und schaut dabei auf die Uhr. Es ist erst 7 Uhr in der Früh. Sofort läuft er die Treppe hinunter und schaut ins Wohnzimmer. Aber der arabische Besucher ist schon verschwunden. Er hört nur noch, wie der riesige Schlitten davonbraust.

Da kommt auch Etienne über den Hof gespurtet – im Schlafanzug. »*Pitt, hast du gesehen das monströse Karre? Was war das für ein ausländisch Automobile?*« Aber Pitt kann auch nur vermuten: »*War das vielleicht ein Taxi für unseren arabischen Besucher? Er hat gestern Abend noch mit einem Kumpel telefoniert ...*«

Da geht Etienne ein Licht auf: »*Der macht sich aus Staub, wenn alles noch in Bett! Schau besser sofort nach in Apartment, ob die Silber-Löffel und dein Spardose noch sind an ihr Platz.*« Hm, da hat Etienne natürlich recht. Sofort laufen die beiden in die Wohnung und sehen nach, was der ungebetene Besucher angestellt hat.

Aber alles scheint in bester Ordnung. Das Geschirr von gestern Abend ist zusammengestellt und sogar das Bett ist gemacht. Da entdecken die beiden einen Zettel auf dem Wohnzimmertisch: »*Sorry, I'm back soon. Michi al Chabatt.*«

In der Tat. »*I'm back soon: Bin bald zurück ...*« – Kurz nach dem Mittagessen rollt der tiefschwarze Rolls-Royce wieder auf den Hof. Am Steuer sitzt ein weißhariger Chauffeur und auf dem Rücksitz – der Araber. Aber

diesmal nicht in orientalisch wallenden Gewändern, sondern in einem tadellosen Anzug mit goldener Krawatte. Neben ihm tippt eine herausgeputzte Dame auf ihrem Laptop herum.

Als Etienne die Frau entdeckt, sucht er sofort hinter einer Mülltonne Deckung. Er ist ja noch im Schlafanzug. Hoffentlich sieht ihn keiner.

Da öffnet die Dame das Seitenfenster der Limousine und sagt in flüssigem Deutsch: »*Guten Tag, entschuldigen Sie bitte die Störung von heute Morgen. Ich bin General-Assistentin von Mister Mechi al Chabatt. Er leider hatte um 8 Uhr ein Termin bei Imperial-Stahl in Stolzach. Sind Sie der nette Herr, der für ihm gab Hotelzimmer?*«

Pitt bleibt die Spucke weg. Doch da ist Mechi al Chabatt auch schon ausgestiegen und drückt kräftig die Hand des verdatterten Piloten. »*Thank you, my friend!*« Schnell hat die Privatsekretärin von Herrn Chabatt alles erklärt: Mechi al Chabatt ist auf einer Geschäftsreise. Gestern landete ihr Privatjet in Frankfurt, von dort brachte ein Chauffeur ihn nach Winkelstädt. Herr Chabatt wollte unbedingt mal auf einem deutschen Bauernhof übernachten. Aber dafür war Familie Stolzenstein zu skeptisch. Ein wildfremder Araber? Also musste er zu Fuß weiter-suchen.

Heute Vormittag hat Herr Chabatt die Firma Imperial-Stahl gekauft. Das ist die größte Fabrik von ganz Stolzach. Die machen Auto- und Flugzeugteile. Mister Chabatt ist ein Milliardär aus Dubai. Das gehört zu den Vereinigten

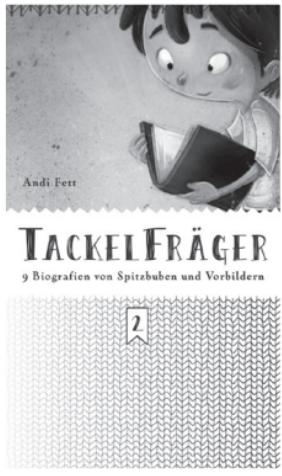
Arabischen Emiraten. Das liegt, grob gesagt, zwischen Ägypten und Indien am Persischen Golf.

Wer hätte das gedacht? Seit dieser Begegnung sind Pitt und Mechi al Chabatt Freunde! Er hat Pitt sogar nach Dubai eingeladen. Der reiche Scheich hat Pitt auf eigene Rechnung einen neuen Propeller anfertigen lassen und ihm einen Scheck für die Übernachtung überreicht.

Alexander, Thomas und Etienne ärgern sich gewaltig: Wenn sie das gewusst hätten!! Auch Jesus Christus kam damals ohne Glanz und Gloria zu uns. Er sah aus wie ein Orientale – ein schwarzköpfiger Ausländer in wallendem Gewand. Aber die Bibel sagt: »*Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, denen, die an seinen Namen glauben*« (Johannes 1,12).

Glaubst du an Jesus? Hast du ihn aufgenommen oder wirst du es noch tun? Kann er bei dir eine Wohnung haben oder misstraust du ihm? Wenn du ihn aber vertrauensvoll in dein Herz eingeladen hast, dann freue dich: Denn bald wird er wiederkommen und sein Lohn mit ihm.

Mach es wie Pitt: Nimm Jesus bei dir auf, sonst wirst du eines Tages so beschämt wie Etienne dastehen. Lass dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Lade Jesus zu dir ein. Lass ihn den Herrscher deines Lebens sein. 



Andi Fett

TACKELFRÄGER

8 Biografien
von Spitzbuben
und Vorbildern

80 Seiten
Taschenbuch
ISBN 978-3-86699-179-8

Na, hast du Appetit auf mehr Lesefutter? Dann findest du in *Tackelfräger* acht weitere bewegende Lebensberichte:

- die Geschichte über den gewitzten Geldfälscher und Gefängnisausbrecher **August Michel**,
- das Zeugnis von **Paul Schneider**, dem »Prediger von Buchenwald«, der für Jesus im Konzentrationslager saß,
- der Bericht von **Charles T. Studd**, dem Mannschaftskapitän der Kicket-Nationalmannschaft Englands,
- und fünf weitere spannende Erlebnisse von Menschen, die *Fackelträger* der frohen Botschaft von Jesus waren.

Aus den Siegen und Niederlagen dieser acht mutigen Christen kannst du viel für dein eigenes Leben mit Jesus lernen.

Lesealter 8-12 Jahre

8 Bände zum
Vorlesen und
Nachmachen

LIMM&NIES

**Die Buch-
reihe zum
Sammeln**

wird bald fortgesetzt



FESELUTTER TACKELFRÄGER NEHWACHTEN BASCHENTUCH
SUCKDRACHEN STESSELOWFEE BIEGELSPIELDER WATURNUNDE

1 2 3 4 5 6 7 8



Das habe
ich schon!



Das wünsch
ich mir noch